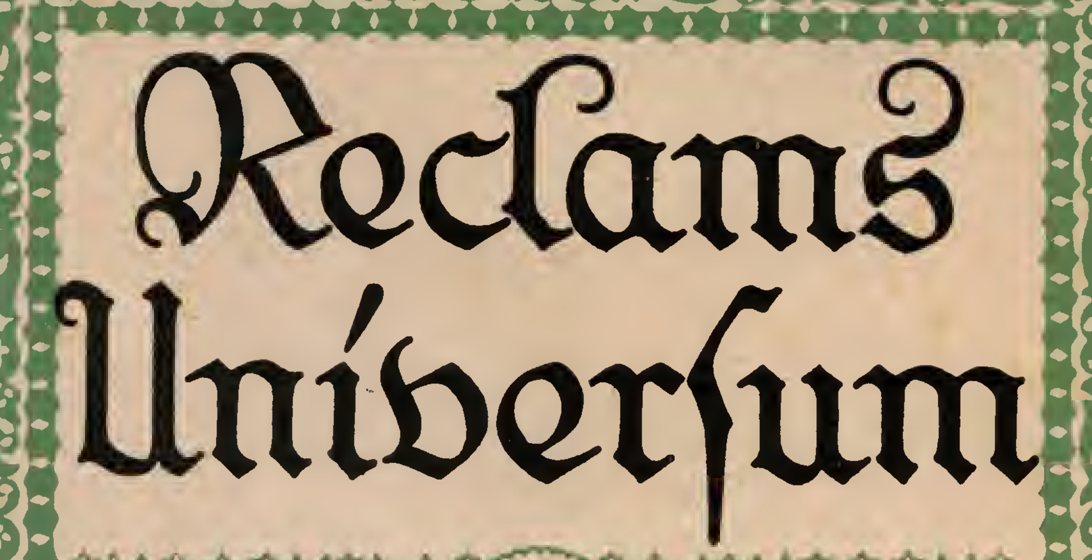
35. Jahrgang 19. Dezember 1918 Heft 12




Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 45 Pfennig Vierteljährl. 5 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld

## Für Küche und Haus

**Früchtkugeln für den weihnachtlichen Naschteller.** Von Dörrobst (Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen) weicht man je 150 g und jede Sorte für sich in wenig Wasser über Nacht ein. Vorheriges Abwaschen ist nötig. Am andern Tage gibt man die ausgequellten Früchte auf ein Sieb zum Abtropfen, und läßt sämtliche Früchte durch die Fleischhackmaschine gehen. Die Masse muß sehr fein zerkleinert und breiig sein. Sollte sie zu trocken erscheinen, gibt man etwas von dem abgetropften Fruchtsaft dazu. Hat man Feigen zur Verfügung, so quellt man sie ebenfalls aus und treibt sie zweimal durch die Fleischmaschine, sie ersparen durch ihre Süße jeden Zuckerzusatz. Ohne sie muß man etwa 50 bis 75 g Zucker zusetzen. Sodann fügt man 250 g geriebene Nüsse, die man mit Bucheckerkernen strecken kann, oder Kürbiskerne unter die Masse. Wer die Fruchtkugeln würziger wünscht, gebe etwas gestoßenen Zimt oder Vanillin, auch Kardamom an die Masse. Auch einige bittere Mandeln oder Aprikosenkerne geben eine gute Würze. Die Masse wird nun gut verknetet und man formt kleine Kugeln in der Größe von Kirschen oder auch längliche Laibchen daraus und legt sie auf einem Kuchenbrett zum Trocknen aus, nachdem man sie in buntem Streuzucker wälzte, oder halbe Mandeln, Haselnüsse, Rosinen oder eingelegte Früchte als Verzierung eindrückte. Die getrockneten Fruchtkugeln birgt man einzeln in kleine, gefaltete Papierbehälter, oder legt sie zwischen Seidenpapierschnitzeln in nette Kartons. Sie schmecken sehr gut, sind leicht bekömmlich und durststillend, weshalb man sie gern für Liebesgaben an Lazarette und Genesungsheime verwendet. Man kann die Masse auch zwischen zwei Porzellanbrettchen oder mit Pergamentpapier belegte Holzbrettchen pressen, diese mit Gewichten beschweren und über Nacht in einem kühlen Raume stehen lassen, um aus der Fruchtplatte mit kleinen Blechformen hübsche Sterne oder Küchel auszustechen, die man dann wie oben verziert. Zum Verschicken eigen sich diese aber, weil sie leicht zerbrechen, weniger. M. K.-S.

**Ingwer-Leckerli für den Weihnachtstisch.** 500 g Kunsthonig wird geschmolzen und mit ganz wenig Wasser verdünnt aufgekocht. Dann nimmt man ihn vom Feuer, vermischt ihn sehr schnell mit 100 g nicht zu fein gewiegten Mandeln oder Nüssen, Bucheckern oder Kürbiskernen, etwas gestoßenem Ingwer, etwas Kardamom und gießt ihn, etwa 1/2 cm hoch, in vorher gefertigte kleine viereckige Papierkästchen. Nach dem Erstarren löst man das Papier von den Leckerli ab. Sie schmecken sehr gut und sind nahrhaft und leicht verdaulich. Sollte der Kunsthonig, wie es manchmal der Fall ist, noch sehr frisch und somit flüssig sein, erübrigt sich die oben angegebene Wasserzutat, die nur bei festem Blockhonig in Betracht kommt. Man kann auch einige Löffel geröstetes geriebenes Kriegsbrot zum Strecken darunter mischen. Dies ist sogar empfehlenswert, da die Masse mehr ausgibt und nicht allzu dünn wird.

# Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** können vom

## 2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine** für die $4^1/_2$% **Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die $4^1/_2$% **Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

## 4. November d. Js.

bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

---

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

**Reichsbank-Direktorium.**

Havenstein. v. Grimm.

Reclams
Universum

35. Jahrgang Heft 12 19. Dezbr. 1918

# Inhalts-Verzeichnis

## Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite



Abbildungen:



☆ ☆ ☆



Wenden!

**Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post**

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 45 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für 13 Hefte z. Zt. 5 Mark und 20 Pfennig Buchhändler-Bestellgeld.





Hofphot. Franz Grainer.

Luise Westkirch

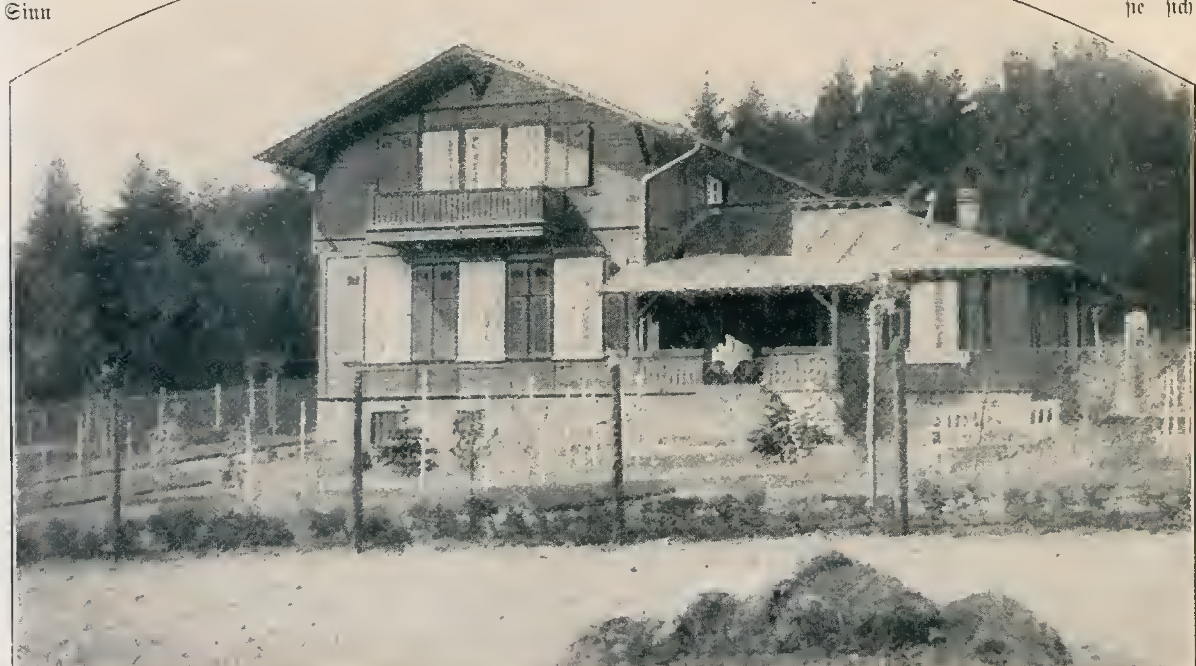





# Luise Westkirch, die Verfasserin unseres neuen Romans „Die vom Rosenhof".

Von Robert Kohlrausch.

Die Seele des Volkes, die des niedersächsischen Stammes vor allem, ist Luise Westkirchs Herrschergebiet. Hier sind die starken Wurzeln ihrer Kraft. Sie sind es, obwohl ihre Kindheit und erste Jugend sich auf einem ganz anderen Boden abgespielt haben. Von Amsterdam, wo ihr Vater ein großes Handelshaus besaß und wo sie geboren wurde, kam sie schon im Alter von zwei Jahren fort, so daß der Geburtsort keinen tieferen Einfluß auf ihr Wesen ausüben konnte. Sie kam auf eine prächtige Besitzung ihres Vaters in der bayrischen Pfalz mit ihrer weichen Luft, ihrer üppigen Fruchtbarkeit, ihren von Herzen heiteren Menschen. Aber die für den Charakter so wichtige Jugend- und Werdezeit hat nur wenig Spuren in der Seele der Schriftstellerin zurückgelassen. Zum Teil wohl, weil frühzeitige Schicksalsschläge, Tod ihres Vaters, Vermögensverlust, Abhängigkeit von fremden Menschen, sie schon zeitig hart hämmerten, vor allem aber, weil das ererbte Blut jeden anderen Einfluß besiegte. Nur ein starker Sinn für Humor ist ihr aus der heiteren Pfalz geblieben. Aber sonst ist alles in ihr ein Erbteil von ihren Eltern, die beide vom niedersächsischen Boden stammten. Auf ihn ist sie später für lange Zeit mit ihrer Mutter heimgekehrt. Eine Heimkehr war es wirklich. Denn hier war der Quell ihres Blutes, hier war ihr alles wesensverwandt, hier war menschlich und künstlerisch ihre Heimat. Ein angeborenes, instinktives Verständnis für die tiefsten Seelen- und Herzensgeheimnisse des in diesem Boden wurzelnden schweren, langsamen, sich vor der Welt sorgsam zuschließenden Stammes hat sie dort Volksgestalten von überzeugender Echtheit, von tiefstem, wenn auch stets verhaltenem Gefühl und gewaltiger Leidenschaft formen lassen. Auf diesem Boden hat sie sich, vor der großen Stadt flüchtend, ein stilles ländliches Heim an den Weserbergen geschaffen. Von einer Hügelhöhe blickt es weit in ein freies, fruchtbares Tal, während unmittelbar hinter ihm ein viele Stunden tiefer, nordisch dunkler Wald beginnt. Für die Dauer des Krieges freilich hat sie sich



Das Heim der Romanschriftstellerin Luise Westkirch in Klein-Süntel.







Schloß Wildenwart am Chiemsee, in dem der frühere König von Bayern den Winter zu verbringen gedenkt. Der frühere Kronprinz Rupprecht wohnt bei einer befreundeten Familie am Starnberger See.

aus dieser allzu großen Einsamkeit nach München geflüchtet, wo die behagliche Pension Müller mit ihrer liebenswürdigen Besitzerin ihr gegenwärtig ein freundliches Heim bietet.

Das Volk, dem sie so viel verdankt, umfaßt Luise Westkirch mit leidenschaftlicher Liebe, mit kampfbereiter Anteilnahme. Hier liegen die Keime für ihre sozialen Romane, von denen der neueste „Die vom Rosenhof" jetzt im „Universum" zu erscheinen beginnt. In der Tiefe wohnt Kraft; wie der Boden der Erde sie birgt, so birgt sie die Tiefe des Volkes. Dort wohnen die Triebe zu großen Verbrechen, aber auch zu großen, befreienden Taten. Aus diesem Gedanken heraus ist jener neue Roman geboren worden. Es ist ein Gedanke, keine Tendenz. Dadurch unterscheidet sich dieses Werk von früheren, die mit bewußter sozialer Tendenz auftraten, wie „Los von der Scholle" oder „Die Basis der Pyramide" (Universal-Bibliothek Nr. 4350). Ganz frei von Tendenz irgendwelcher Art, reine Schöpfungen reifer Kunst sind auch die zahlreichen Erzählungen und Romane, für die Luise Westkirch sich Stoff und Figuren aus den moorigen, der See schon benachbarten Einsamkeiten des niedersächsischen Landes geholt hat. Hier ist sie zu Hause wie kein anderer unserer Schriftsteller. Dies — bis vor kurzem wenigstens — von der Kultur noch fast unberührte Gebiet mit seinen Moornebeln, seinen dunklen Kanälen und Wasserlöchern, seiner nur in kurzen Sommerwochen von Farbenjubel abgelösten Schwermut, mit seinen von ihren Leidenschaften allein regierten Menschen hat ihr den Stoff geboten für Schöpfungen von ganz besonderer Farbe, kultureller Eigenart und oft gewaltiger dramatischer Kraft. „Im Teufelsmoor", „Kains Entsühnung", „Der Marquis von Weyermoor", „Das Licht im Sumpf" legen Zeugnis davon ab neben den kleinen Meisternovellen „Der Knecht von Wörpedamm" (Universal-Bibliothek Nr. 5477), „Karl Settgast" und vielen anderen Werken, von denen die besten im „Universum" veröffentlicht und im Verlag Philipp Reclam jun. erschienen sind.

Mit Staunen wird man hören, daß Luise Westkirch die darin geschilderten Gegenden und Menschen lediglich durch ein paar verhältnismäßig kurze Besuche kennt, während man der verblüffend echten Lokalfarbe, der tiefen Seelenkunde nach glauben sollte, sie hätte dort viele Jahre verlebt. Intuition, etwas Angeborenes von geheimnisvoller Kraft muß dabei gewesen sein, um ihr alle jene Geheimnisse zu offenbaren, die sich dort oben im dunklen Moor verbergen. Studium und Beobachtung allein geben das nicht, so scharf die Künstlerin auch zu beobachten weiß. Wenn sie will, muß man hinzusetzen. Denn darin zeigt sich an ihr selber die schwere niedersächsische Natur, daß ihr träumerisches Insichgekehrtsein eines Weckrufes des Willens bedarf, um sich zur Beobachtung aufzustacheln, die dadurch zur bewußten Arbeit wird. Ohne das bleibt sie versonnen und weltfremd. Man kann mit ihr durch die Straßen gehen, eine Bemerkung über irgendeinen Vorübergehenden machen, und sie fährt wie vom Schlaf empor und fragt: „Wo — wer war das? Ich habe nichts gesehen." Aber wenn sie sehen will, wenn sie die Beobachtungsgabe weckt und anspannt, sieht und beobachtet sie zehnmal schärfer als der Durchschnittsmensch. Dann sieht und erfaßt sie die feinsten Linien eines Gesichtes, die Farbe, den Ausdruck der



Die Oberhalle des Schlosses Amerongen bei Utrecht, wo das frühere deutsche Kaiserpaar wohnt. Kaiser Wilhelm soll vollkommen ergraut und tief niedergeschlagen sein. Er verbringt den größten Teil des Tages lesend, unternimmt kurze Spaziergänge in dem das Schloß umgebenden Park und wechselt mit seiner Umgebung kaum einige Worte. Er schreibt lediglich Briefe an seine Familie, in denen nur persönliche Dinge berührt werden. Übrigens unterliegen diese, wie auch alle Briefe, die Kaiser Wilhelm erhält, einer Zensur. Die Kaiserin ist ebenfalls aufs neue an ihrem Herzleiden erkrankt.










Vom Rückmarsch der deutschen Truppen. **Oben links und rechts:** Marktplatz in Eupen mit zurückgelassenen Automobilen, Geschützen und Schützengrabenpflügen. **Unten links:** An der deutsch-belgischen Grenze zurückgelassenes Fliegerabwehrgeschütz neuester Bauart. **Rechts:** Automobile, die nach Entfernung der Bereifung in den Straßen Aachens zurückgelassen wurden. Infolge der äußerst kurzen Räumungsfrist, die den deutschen Truppen im Waffenstillstandsvertrag vorgeschrieben worden war, blieb Material im Werte von Milliarden in Feindesland und auf dem Wege in die Heimat zurück. Nicht allein das eingebaute Material, sondern Geschütze, Automobile, Flugzeuge, Munition und Lebensmittel mußten den Feinden überlassen werden. Man hörte vielfach die Soldaten klagen, wie schwer es ihnen gefallen sei, Unterstände und Verteidigungsanlagen, an denen sie über vier Jahre unter Lebensgefahr und Entbehrungen gearbeitet hatten, verlassen zu müssen. Phot. A. Frankl.

Augen mit nie fehlender Sicherheit und blickt mit gleicher Schärfe hinein in die Seelen der Menschen. Aber es gehören immer Anstrengung und Anspannung für sie dazu, zum Sehen wie zum Schreiben, so daß ihres Arbeitens Art sich daraus auch erklärt. Sie bleibt fast niemals bei dem, was ihre Feder zuerst aufs Papier gebracht hat; immer wieder ändert, verwirft, überlegt sie, so daß auch der gewandteste Schreiber ein Manuskript von ihr niemals entziffern und kopieren könnte. Sie muß in eigener Person ihr Werk abschreiben. Aber nach diesem langwierigen Verfahren erscheint alles dann in plastischer Klarheit, steht fest und sicher, wie naturnotwendig so geschaffen, und niemand merkt, was alles an quälender Selbstkritik und mühevoller Arbeit in der vollendeten Schöpfung steckt.

Sie hat auch Erzählungen und Romane geschrieben, die nicht im Volke spielen, wie „Junker Freds Roman", der an die sonnige Riviera führt, und ein paar Kriminalromane hat sie „zur Erholung", wie sie sagt, auf Schöpfungen schwererer Art folgen lassen. Daß ihr Geist bei diesen Arbeiten ruhebedürftig war, merkt man ihnen freilich nicht an. Sie sind mit scharfer Berechnung entworfen und aufgebaut und stehen unter den Werken ihrer Art an hoher Stelle. Den Übergang zu ihnen bildete „Eine Studentenehe", noch kein ganzer, eigentlicher Kriminalroman, der dann erst mit „Jenseits von Gut und Böse" rein in die Erscheinung trat. Ihm schlossen sich später „Der Staatsanwalt" und „Der Todfeind an", beide von starker Spannung und Wirkung. Das feste Handlungsgerüst, worauf die Künstlerin niemals verzichtet, ist es, was ihr an diesen Sachen besonders verlockend ist. „Ich muß ein Gerippe haben, das ich mit Fleisch umkleide", pflegt sie zu sagen.

So wertvoll an sich aber auch diese Sachen sind, am stärksten und reinsten offenbart sich doch Luise Westkirchs Kunst in den Werken, die tief im Volke wurzeln. Hier öffnen sich geheime Quellen des Unterbewußtseins und befruchten ihr Schaffen mit Kräften, die der Natur selbst verwandt sind und Werke bilden, aus denen der Geruch der Gestalten formenden Erde kraftvoll hervorquillt.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist Luise Westkirch seit Jahren durch eine Anzahl ihrer besten Schöpfungen vertraut, die einen Überblick über ihr Können geben. Wohl allen wird noch der im 33. Jahrgang erschienene Roman „Das Licht im Sumpf" in Erinnerung sein. Gleich diesem im Moorland östlich der Weser spielenden Roman ist ihre neue Arbeit „Die vom Rosenhof" ein ergreifendes Wirklichkeitsdrama. Mit scharfem Blick und warmem Mitgefühl, jedoch ohne jede Sentimentalität, baut sie vor dem Leser das Leben der durch Torheit oder Schuld aus ihren Bahnen geschleuderten Menschen auf, und bis in jede kleine und kleinste Einzelheit hinein ist der Schauplatz, ein Verbrecherviertel vor den Toren der Großstadt, gezeichnet.



Der Volksbeauftragte Ebert (×) begrüßt die heimkehrenden Truppen. Neben ihm Generalleutnant Lequis und Oberbürgermeister Wermuth.



Der Volksbeauftragte Haase (×) begrüßt die heimkehrenden Truppen. Links Bürgermeister Dr. Reicke, rechts Generalleutnant Lequis. Phot. Grohs.

# Siegfrieden, Industrie und Arbeiterlos.

Weltwirtschaftliche Betrachtungen von Hans Elden.

Weite Kreise leben in der Besorgnis, daß unsere Gegner nach der militärischen Niederlage Deutschlands jetzt die Absicht haben, uns auch wirtschaftlich so zu erledigen, daß wir uns zu einer gleichberechtigten Stellung unter den Weltmächten überhaupt nicht wieder erheben können. Die Bedingungen des Waffenstillstandes haben dieser Furcht neue Nahrung gegeben und bewirkt, daß viele, die vorher wenigstens noch an die redlichen Absichten Wilsons glaubten, auch diesem letzten Hoffnungsanker nicht mehr trauen. Wir wollen dahingestellt lassen, ob Wilson je ein solcher Anker gewesen ist, und uns an die Tatsachen halten. Nach diesem Waffenstillstand, der eine berechnete Wehrlosmachung nach allen Richtungen ist, wird England, sagt man



Der Truppeneinzug durch das Brandenburger Tor in Berlin. Am 10., 11., 12. und 13. Dezember zogen die Gardetruppen, ein aus allen deutschen Stämmen zusammengesetztes Bataillon und die deutsche Jägerdivision in Berlin ein. Mit Tannenreisern und mit Flaggen und Fähnchen in Schwarz-weißrot und in den Farben der Bundesstaaten waren Gewehre, Pferde und Fahrzeuge geschmückt. An der Spitze des Zuges, dessen Vorbeimarsch am 10. über drei Stunden dauerte, ritt Generalleutnant Lequis, während Graf Bismarck, ein Enkel des Altreichskanzlers, den Zug leitete. Die Reichshauptstadt trug reichen Blumen- und Fahnenschmuck. Die Menschenmassen jubelten und überschütteten die Heimkehrenden mit Blumen. Voll Trauer blickte man auf die teilweise sehr stark zusammengeschmolzenen Regimenter. Gerade in den erbitterten Kämpfen der ersten Novembertage waren die deutschen Verluste außerordentlich hoch: so wurde das Gardekürassier-Regiment bis auf 48 Mann und 2 Offiziere aufgerieben. Auf dem Pariser Platz wurden die am 10. Dezember einziehenden Truppen von dem Volksbeauftragten Fritz Ebert und vom Oberbürgermeister Wermuth begrüßt, während Volksbeauftragter Haase und Bürgermeister Dr. Reicke die am folgenden Tage einmarschierende Jägerdivision willkommen hießen. Am Tage vor dem Einzug waren die Truppen, die unter Führung des Generalleutnants Lequis standen, durch den Volksbeauftragten Ebert auf die Republik vereidigt worden.

sich, auch die letzten Folgerungen ziehen und den Gegner, der sich soweit erniedrigen ließ, vollends vernichten. Es wird die Bedingungen des Waffenstillstandes ebensowenig achten, wie es die des Wilsonschen Programms geachtet hat, es wird einen Grund suchen und finden, der es nebst seinen Bundesgenossen zum Einrücken in unsere inneren Provinzen „berechtigt", und wird sodann die Industriegebiete des Westens und Ostens besetzen, um sie in seiner Hand zu behalten, bis ein solcher Friede diktiert ist, der ihm unsere Bodenschätze, Bergwerke, Industrie- und Verkehrsmittel ausliefert — sei es bedingungslos oder unter solchen Bedingungen, die eben doch nicht zu erfüllen sind, und die Faustpfänder in der Hand des Gegners läßt. Es wird uns, von Frankreich und den Vereinigten Staaten unterstützt, eine unerschwingliche Kriegsentschädigung auferlegen, uns die Rohstoffe abschneiden und die Kolonien wegnehmen, so daß unsere Industrie auch in den nicht verpfändeten Zweigen zum Absterben verurteilt ist. Es wird die entwerteten Fabriken kaufen und entweder stillegen oder für englische Rechnung betreiben, wie die Kohlen- und Erzgruben wesentlich nur noch für das Ausland arbeiten werden, um aus dem Erlös die Kriegskosten zu bezahlen. Es wird alles dies und noch weiteres tun, und das Ende wird ein Irland deutscher Zunge mit 60 Millionen halb verhungerten und ganz entrechteten Einwohnern sein, die teilweise im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb für ihren eigenen Bedarf arbeiten, teilweise für Hungerlöhne den Rest der deutschen Fabriken bevölkern und im übrigen darauf angewiesen sind, als Kulturdünger, wie einst, ihr Auskommen in England, in Amerika und in fremden Kolonien zu suchen.

Ein österreichischer Erzherzog als Kreisbeamter. Der frühere polnische Thronanwärter Wilhelm von Habsburg, der Sohn des Erzherzogs Karl Stephan, wirkt jetzt als ukrainischer Konzeptsbeamter beim polnischen Kreisamt Kolomea.

Kann das Wahrheit werden? Oder ist es ein gräßliches Schreckbild, gemalt, um alle noch tatenlos Beiseitestehenden zu einem flammenden Protest gegen die Vergewaltigung zu einigen? Dazu dürfte es zu spät sein. Oder ist es einfach haltlose Verzweiflung, die jedes Zeichen der Selbstbesinnung im feindlichen Lager übersieht? Es hat gewiß solche Zeichen gegeben, aber sie sind seit unserer unfaßbaren — vor allem auch für unsere Feinde unfaßbaren — Kapitulation doch sehr selten geworden. Wer den Zusammenbruch der moralischen Kräfte im Kriegsverlauf beobachtet hat, wird ihnen auch beim Friedensschluß keinen großen Einfluß mehr zutrauen. Denken wir lieber an die Vergangenheit Englands, denken wir an den unversöhnlichen Rachedurst Frankreichs, und sehen wir dem Versuch, so wie geschildert mit uns zu verfahren, einmal ruhig entgegen. An Auflehnung mit Gewalt ist natürlich jetzt nicht mehr zu denken, es fragt sich also nur, ob der Versuch, uns wirtschaftlich zu vernichten, ausführbar ist oder nicht.

Ausgeschlossen erscheint dabei jeder Versuch, unsre Industrie unmittelbar für englische Rechnung, etwa durch Aufkauf der Werke, arbeiten zu lassen. Unsere Arbeiter, die gerade auf dem Wege sind, das Unternehmertum teils zu „enteignen", teils durch Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne, Arbeiterfürsorge, Arbeitslosenversicherung, Ruhegehälter usw. auf den kleinsten Grad von Nutzen herunterzuschrauben, würden natürlich für fremdes Kapital erst recht keine Überschüsse herauswirtschaften. Unter der sozialistischen Demokratie ist für Ausbeutungsexperimente kein Platz mehr. Es bliebe also wohl nur der Weg, die deutsche Industrie tatsächlich auszuplündern, zu vernichten, um sich eines lästigen Wettbewerbs zu entledigen. Setzen wir den Fall, daß das im Sinne Englands glückte. Die deutsche Verarbeitungsindustrie für den Export hört auf, höchstens ein Teil des Inlandsbedarfs wird noch zu unlohnenden



Der Riesenbrand der früheren Kölner Werkbundausstellung, die während des Krieges als Pionierpark diente. Die aufsichtslose Zeit nach dem Durchmarsch der deutschen Truppen und vor dem Einzug der feindlichen Besatzung benutzten dunkle Elemente in Köln zu umfangreichen Plünderungen. Militärische Anlagen, Geschäfte, Fabriken und Lebensmittelmagazine wurden geplündert und zerstört. Auf diesen Beutezügen wurde auch die Werkbundausstellung ihrer Bestände beraubt und schließlich in Brand gesteckt; neben anderen Baulichkeiten fielen das große Hauptgebäude mit dem Kuppelbau und die niederrheinische Kirche den Flammen zum Opfer. Phot. Max Wipperling.

Prinz Friedrich Leopold von Preußen, der Schwager der früheren Deutschen Kaiserin, erklärte sich bereit, unter der neuen Regierung an dem Aufbau Deutschlands mitzuarbeiten und ließ zum Zeichen dieser Gesinnung auf seinen Schlössern in Neubabelsberg und Potsdam die rote Fahne hissen. Die vor ihrem Einzug in Berlin in Neubabelsberg einquartierten Gardekürassiere ersuchten ihn um Hissung der schwarzweißroten Fahne. Da der Prinz erklärte, eine deutsche Fahne nicht zu besitzen, wurde die Schwadronsfahne aufgezogen. Phot. A. Mayberry.

Preisen gedeckt. Der Erz-, Kohlen-, Kalibergbau arbeiten bald zum größten Teil für das Ausland, um die Kriegsschuld zu begleichen, unsere Bodenschätze werden nutzlos vertan. Die Landwirtschaft breitet sich, wenigstens in den Kleinbetrieben, noch aus, aber weit entfernt, die brotlos gewordenen Industriearbeiter ernähren zu können, arbeitet sie, ohne Zollschutz — denn die Körnerpreise müssen niedrig gehalten werden —, zu unlohnenden Preisen und besiegelt nur unsere dauernde Abhängigkeit vom Auslande. Löhne und Lebenshaltung sinken, vielleicht folgt noch ein Zeitraum verzweifelten Wettbewerbs gegen die Auslandkonkurrenz, endlich wird aber der Rest der Industrie sich kaum noch auf dem Inlandmarkte gegen die englischen und amerikanischen Erzeugnisse halten können.

Die Einkreisung hat ihren Zweck erreicht. Sie hat den gefährlichsten Wettbewerber auf dem Weltmarkt beseitigt, sie hat aber auch einen Abnehmer



Prinz Adalbert von Preußen, der dritte Sohn des früheren deutschen Kaiserpaares, stellte sich der neuen Regierung zur Verfügung und erklärte, daß er in ihr allein die Obrigkeit sähe, die mit allen Kräften zu unterstützen er für seine vornehmste Pflicht halte. Er trat damit in Gegensatz zu seinem Onkel, dem Prinzen Heinrich, der auch weiterhin nur Kaiser Wilhelm als Oberhaupt anerkennen will. Prinz Adalbert steht im 34. Lebensjahre und gehört der Marine als Korvettenkapitän an. Hofphot. Niederastroth.

von Milliardenwerten verloren. Ein verarmtes, überschuldetes Deutschland kauft nichts mehr. Der deutsche Arbeiter, der soeben durch eine nie erlebte Erhöhung seines Einkommens auch als Verbraucher eine wesentlich höhere Lebensstufe erklommen hat, ist künstlich verelendet, sozusagen ausgeschaltet. Nachdem ein großer Teil des russischen Marktes auf lange vernichtet, Österreich-Ungarn verarmt, viele Kleinstaaten wirtschaftlich ruiniert sind, werden es sich die Sieger dreimal überlegen müssen, ob der Weltmarkt groß genug ist, noch 60 Millionen als Käufer zu entbehren. Was würden die Folgen dieses Vernichtungsversuchs sein? Zuerst bricht die deutsche Verarbeitungsindustrie zusammen, unser Welthandel folgt, der Handel und Verkehr im Inlande schrumpfen zusammen. Millionen deutscher Arbeiter sind brotlos gemacht. Das englische oder amerikanische „Kriegsziel" ist erreicht. Auch das der ausländischen Arbeiter? Die Vernichtung der deutschen Kaufkraft mag ihnen gleichgültig sein, aber schon durch das Aufhören des deutschen Wettbewerbs in Erzeugnissen werden sie wenigstens mittelbar geschädigt. Die englische und amerikanische Großindustrie, mehr als je in Kartellen geeinigt, wird sich durch hohe Absatzpreise für die Lasten der Kriegsjahre zu entschädigen suchen: sie kann das um so leichter, wenn der Regulator der ausländischen Konkurrenz fehlt. Der Arbeiter als Konsument aber wird der Leidtragende sein. Er wird die Preise zahlen müssen, die ihm seine Fabrikantenringe vorschreiben. Entschädigen könnten ihn dafür nur hohe Löhne, wie sie der Krieg gezeitigt hat, aber das Zurückströmen der Heere wird ihre Abtragung durch den Wettbewerb der Arbeit erleichtern. Gewaltige Lohnkämpfe werden nach dem Kriege in der englisch-amerikanischen Industrie einsetzen. In diesen Kämpfen aber kann die gewaltsame wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands für den englischen und amerikanischen Arbeiter von katastrophaler Wirkung sein.

Nur ein kleiner Teil der Arbeiter unserer Industrie, des Verkehrs, der Schiffahrt wird im Inlande wieder Beschäftigung finden. Millionen werden, müssen auswandern. Millionen deutscher Arbeiter werden die englischen und amerikanischen Großstädte überschwemmen und, durch die Not gedrängt und in dem Streben, zunächst Fuß zu fassen, die heimische Arbeiterschaft unterbieten. Ein Einwanderungsverbot wird die englisch-amerikanische Arbeiterschaft nicht durchsetzen, denn in den kommenden Lohnkämpfen ist dieser fremde Wettbewerb eine zu wertvolle Waffe des Kapitals, die Unternehmer werden sie sich nicht entwinden lassen. Wie sich bisher das amerikanische Streikbrechertum größtenteils aus verelendeten Bestandteilen russischen, irischen, galizischen, jüdischen Proletariats zusammengesetzt und den Kampf der organisierten Arbeiter erschwert hat, so wird in Zukunft das ausgetriebene deutsche Proletariat den amerikanischen und englischen Arbeitern die Lebensbedingungen erschweren. Die Not treibt sie einfach dazu.

Den Schaden dieser Entwicklung wird also die Arbeiterschaft der gegnerischen Länder haben, die ohnehin nach dem Kriege keinen leichten Stand gegen das vereinigte englisch-amerikanische Großkapital und Unternehmertum haben wird. Den Gewerkschaften unserer Gegner kann diese Gefahr nicht entgehen. Ihr allgemeines Verlangen, bei den Friedensverhandlungen vertreten zu sein, beweist, daß sie sich der Folgen bewußt sind, die eine brutale Ausnutzung der Lage durch die Sieger gerade für die arbeitenden Klassen bedeutet. Vergeblich sucht das Großkapital die berechtigten Forderungen der Arbeiter durch Hinweis auf die deutsche Milliardenentschädigung von ihren Zielen abzulenken. Selbst aus den kürzlich bekundeten „Friedensvorschlägen" schaut das wahre Gesicht des englisch-amerikanischen Kapitals in seiner ganzen Brutalität hervor. Die Forderung, daß die deutschen Arbeiter die in Belgien und Frankreich (von wem?) zerstörten Städte mit deutschem Material wieder aufbauen, sieht auf den ersten Blick ziemlich unschuldig, ja für die geschädigten Völker verlockend aus. In Wirklichkeit wird damit nur der nackten Gewinnsucht des feindlichen Unternehmertums ein Mäntelchen umgehängt. Wer läßt das Zerstörte aufbauen? Natürlich die betreffenden Staaten — und durch wen? Durch das feindliche Großunternehmertum, das sich seinen Profit zu sichern wissen

wird. Arbeit ist also in Menge da, Beschäftigungslose wird es auch in Belgien und Frankreich genug geben. Ihren Lohnforderungen aber wünscht man eine industrielle Reservearmee entgegenzusetzen, deren mit Kriegsmitteln erzwungener Gehorsam alle Streikgelüste einheimischer Arbeiter im Keime erstickt. Die dem Völkerrecht hohnsprechende Zurückhaltung unserer Gefangenen in England und Frankreich ist doch nur ein vorbereitender Schachzug in diesem Spiele, dessen hingeopferte Figuren vielleicht unsere deutschen Arbeiter und Kriegsgefangenen sein werden, bei dem der zuletzt geschlagene Gegner aber die Arbeiterschaft der Ententeländer ist.



Freuden des Truppeneinzugs in Berlin: Kinder auf den Geschützen ihrer Väter. Ähnliche rührende Bilder sah man vielfach bei dem Einzug der Truppen. Auch Frauen zogen so mit ihren Männern ein. Photothek.

noch auf den Trümmern seines militärischen Zusammenbruches zu verwirklichen, aber es kann das unmöglich allein, denn die große soziale Revolution kann nur international, oder sie kann gar nicht sein.

Kommt andererseits diese Entwicklung nicht, bleibt der Schrei der kontinentalen Arbeiterschaft nach der sozialen Republik, der Schrei der internationalen Arbeiterschaft nach Mäßigung im Siege ungehört, — wird der Gewinn des Sieges einseitig dazu benutzt, den englisch-amerikanischen Kapitalismus zu stützen und für den unausbleiblichen Endkampf mit der eigenen Arbeiterschaft stark zu machen, dann ist allerdings für die deutsche Zukunft wenig zu hoffen,

Werden die Arbeiter, die großen Gewerkschaften in England und Amerika dieses Spiel ihrer herrschenden Klassen nicht durchschauen? Werden sie sich durch einen brutalen Siegfrieden um das einzige Ziel bringen lassen, das nach der Empfindung der Arbeiter aller Länder die Opfer dieses Krieges vor dem Richterstuhl der Geschichte rechtfertigen kann? Deutschland hat den festen Willen, dieses Ziel, die Entwicklung zum sozialen Staat,

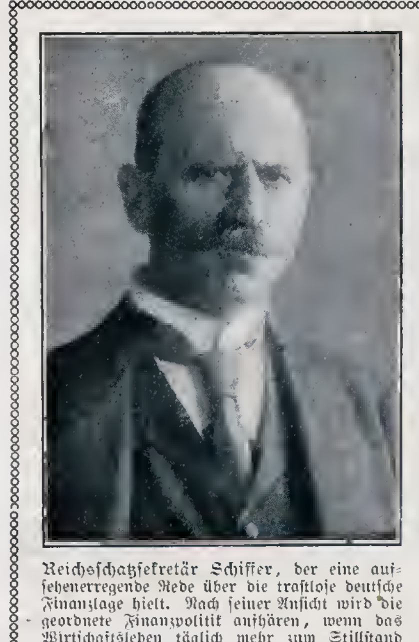
und die Wirklichkeit mag sich dann wohl von den eingangs entwickelten Schreckbildern nicht sehr unterscheiden. Dann ist es aber auch gewiß, daß sich über kurz und lang Verarmung, Hunger, Erbitterung und Kampf aller gegen alle wie eine fressende Krankheit über die deutschen Grenzen weiter fortpflanzen wird. Denn es ist unmöglich, daß Europa jemals zur Ruhe gelangen kann mit einer eiternden Wunde in seinem Herzen.

# Der Weltkrieg.

Chronik vom 8.—14. Dez.

**8. Dezember.** Koblenz wurde von Ententetruppen besetzt. — Poincaré besuchte Metz. — Die englischen geschützten Kreuzer „Centaur" und „Coventry" liefen in den Hafen von Neufahrwasser ein. — Auf Grund einer Übereinkunft des ungarischen Kriegsministeriums mit dem französischen Kommando und den Vertretern des tschechoslowakischen Heeres beginnen die Magyaren ihre Truppen aus der Slowakei zurückzuziehen. — Im letzten Jahre wurde die nordamerikanische Marine um 2 Schlachtschiffe, 35 Zerstörer, 28 U-Boote, 35 U-Bootjäger und 13 Minensucher vermehrt; gegenwärtig stehen 405 Schiffe im Dienst. — Das britische Kriegsschiff „Kassandra" stieß in der Ostsee auf eine Mine und sank.

**9. Dezember.** Aus der Ukraine trafen die ersten deutschen Truppentransporte in der Heimat ein. — Die Rheinschiffahrt wurde freigegeben. Sie steht unter der Aufsicht des



Reichsschatzsekretär Schiffer, der eine aufsehenerregende Rede über die kraftlose deutsche Finanzlage hielt. Nach seiner Ansicht wird die geordnete Finanzpolitik aufhören, wenn das Wirtschaftsleben täglich mehr zum Stillstand gelangt. Die Steuerveranlagung müsse technisch gebildeten Beamten übergeben werden. Ferner sprach er sich für eine Vergesellschaftung des Versicherungswesens, der Wasserkräfte, Reichseisenbahnen und der Elektrizität und für Einführung einer gemischt-wirtschaftlichen Betriebsform aus.



Wirklicher Geheimrat Professor Dr. phil. et jur. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, der Meister des Hellenismus, vollendet am 22. Dezember in Charlottenburg sein 70. Lebensjahr; in ihm besitzt das humanistische Gymnasium seinen tatkräftigsten Anhänger. Die Wissenschaft verdankt ihm wertvolle Aufschlüsse über die antike Literatur. Seiner verdienstvollen Forschungsarbeit widmeten wir in Heft 7 des 28. Jahrgangs einen längeren Artikel. Der Gelehrte ist Ritter des Ordens Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft. Phot. Rud. Dührkoop.

in Köln eingetroffenen interalliierten Schiffahrtsausschusses. In Duisburg, Emmerich, Straßburg und Mannheim hat dieser Unterausschüsse bestellt. — Die deutsche Universität Straßburg wurde von den Franzosen gesperrt, ihre sämtlichen Professoren ohne Gehalt und ohne Ruhegehalt entlassen. — In Mainz zogen französische Truppen ein. — In fast allen oberschlesischen Städten fanden Kundgebungen gegen die polnischen Ansprüche auf die südöstlichen Teile dieser preußischen Provinz statt. — In Hermannstadt bildete sich eine siebenbürgisch-rumänische Regierung mit Julius Maniu als Ministerpräsidenten und Minister des Innern und Wajde als Minister des Äußern.

**10. Dezember.** Die preußische Regierung wies darauf hin, daß die in verschiedenen Gegenden des preußischen Staates gemachten Versuche, Teile von Preußen loszutrennen oder in Preußen eigenmächtig obrigkeitliche Befugnisse auszuüben, das Gemeinwohl gefährden und deshalb mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden müssen. Dies gelte insbesondere auch für diejenigen gemischtsprachigen Landesteile Preußens, über deren staatliche Zugehörigkeit erst durch den Friedensvertrag Bestimmung getroffen werden wird. — Der Präsident der Französischen Republik besuchte in Begleitung des Kabinettschefs Clemenceau und der Vorsitzenden des Senats und der Deputiertenkammer Straßburg. — General Michel, der Verteidiger von Namur, wurde zum Oberbefehlshaber der belgischen Besatzungstruppen in Deutschland ernannt.

**11. Dezember.** Das englische Linienschiff „Hercules“ mit der Marinekommission der Entente an Bord lief in Begleitung von zwei Zerstörern in den Kieler Hafen ein, um die Abrüstung der deutschen Flotte zu überwachen. — Lloyd George hielt eine Rede in Bristol, in der er sich auch über die Entschädigungsansprüche Englands ausließ. Er sagte: Vor dem Kriege habe man das Volksvermögen Deutschlands auf 15 bis 20 Milliarden Pfund Sterling geschätzt. Die Rechnung der Verbündeten betrage 24 Milliarden, so daß der deutsche Reichtum diese Rechnung nicht begleichen würde. — Lord Churchill sagte in einer Rede, die er in Dundee über finanzielle Fragen hielt, England sei an die Vereinigten Staaten schwer verschuldet. Es habe für 400 Millionen Gold und 800 bis 1000 Millionen Wertpapiere nach Amerika geschickt. Die Zinszahlung für die Schulden und der Zinsverlust für die Wertpapiere würden während der folgenden Jahre England eine sehr ernste Bürde auferlegen. — Das am 28. Oktober 1918 dem preußischen Kriegsminister unterstellte Militärkabinett führt nunmehr die Bezeichnung Personalamt im Kriegsministerium. — Die Mitglieder der Bauernräte des ostpreußischen Kreises Niederung erhoben schärfsten Einspruch gegen die Forderungen einiger weniger fanatischer Vertreter eines Groß-Litauens auf Abzweigung eines Teiles ostpreußischen Bodens von Deutschland und den Anschluß dieses Teiles an ein Groß-Litauen. — Zwischen Vertretern der deutschen Regierung und der Tschecho-Slowakischen Republik wurde zur vorläufigen Regelung einiger besonders dringlicher wirtschaftlicher Fragen eine Vereinbarung getroffen, die zunächst bis zum Abschluß des Friedens Geltung haben soll. Danach liefert Deutschland u. a. 15000 Tonnen Steinkohlen und Koks monatlich gegen 70000 Tonnen Braunkohlen. Der Vertrag regelt endlich den Eisenbahn- und Schiffahrtsverkehr über die Grenze. — Die Eidgenössische Bundesversammlung wählte zum Präsidenten für 1919 den bisherigen Bundesrat Gustav Ador. — In Wien hielt der frühere Minister des Auswärtigen Graf Ottokar Czernin eine aufsehenerregende Rede, in der er seine Geschäftsführung verteidigte. Er führte aus, daß er die Entwicklung, die die Mittemächte heute genommen, schon im April 1917 in einem dem Kaiser Karl überreichten Schriftsatz vorausgesagt habe. Er sei bei jeder Gelegenheit für einen Frieden der Verständigung eingetreten, habe vor dem Friedensschluß von Brest-Litowsk und Bukarest eindringlich gewarnt, sei aber mit seinen Mahnrufen nie durchgedrungen, weil Ludendorff seinen überstarken Einfluß für einen Siegfrieden eingesetzt und weil dieser geniale Feldherr stets die Friedensfäden, die die Politiker anknüpften, durch Kriegshandlungen wieder zu vernichten verstanden habe. Den Kräfteverfall, die Unruhen unter den Völkern und die drohende Revolution habe er im April 1917 ebenso vorausgesagt wie den Zusammenbruch der Mittemächte. Nur die Führer, nicht die Völker hätten gefehlt, und darum sei es unrichtig, wenn die Entente nun die schuldlosen Völker bestrafe.

**12. Dezember.** In Trier begannen die Verhandlungen zwischen den alliierten und deutschen Vertretern über die Verlängerung des Waffenstillstandsvertrags, die dazu führten, daß der Vertrag um einen Monat, also bis 17. Januar 1919 5 Uhr vormittags, verlängert wurde. Diese Verlängerung kann unter Vorbehalt der Zustimmung der alliierten Regierungen bis zum Abschluß des Vorfriedens ausgedehnt werden. Foch bedingte sich jedoch aus, unter Umständen die neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer nördlich des Kölner Brückenkopfes und bis zur holländischen Grenze zu besetzen. Gleichzeitig wurden die Bestimmungen für die Lebensmittelversorgung Deutschlands, die unter Aufsicht der Alliierten stehen soll, festgesetzt. — Viele Tausende deutscher Männer und Frauen, Vertreter und Mitglieder der deutschen Volksräte aus Stadt und Provinz Posen beschlossen in fünf machtvollen Kundgebungen ihren Zusammenschluß zu einem Provinzialvolksrat. Auf dem Boden der neuen staatlichen Ordnung will dieser Provinzialvolksrat die Interessen der 850000 Posener Deutschen schützen und fördern. — Die Tschechen besetzten Karlsbad, Bodenbach und Tetschen. Marienbad ist ebenfalls in ihrer Hand.

**13. Dezember.** Der Präsident des Deutschen Reichstags Fehrenbach berief den Reichstag, behielt sich aber die Bestimmung von Ort und Zeit der Tagung noch vor. Der Rat der Volksbeauftragten teilte ihm daraufhin mit, daß die jetzige Reichsleitung wiederholt dargelegt habe, daß durch die politische Umwälzung Bundesrat und Reichstag als gesetzgebende Gewalten zu bestehen aufgehört haben; sollte Fehrenbach trotzdem den nicht mehr bestehenden Reichstag einberufen, so werde er die Verantwortung für alle Folgen zu tragen haben. — Das preußische Staatsministerium beschloß, die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung auf den Sonntag nach den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung auszuschreiben.

**14. Dezember.** In Deutschland herrscht noch immer das Chaos. Der Volksbeauftragte Ebert und seine Anhänger vermögen bei allem guten Willen die anarchistischen Gelüste der Liebknecht- und Spartakusleute nicht zu unterdrücken. So hat sich z. B. inmitten der Weltstadt Berlin eine Republik Neu-Kölln gebildet, die sich um die Anordnungen der Zentralregierung nicht im geringsten kümmert und ihre eigenen Wege geht, genau wie die Leipziger Machthaber. Dennoch hat es den Anschein, als ob der immer stärker sich geltend machende Wille der breiten Masse des deutschen Volkes eine frühere Ansetzung der Wahlen zur Nationalversammlung durchzusetzen vermöchte. — Auf der Strecke Hof—Planen verunglückte ein Militärzug, zwölf Personen wurden getötet, neun schwer verletzt.

## Der Zug des Todes.

Die Verlustlisten hatten in dieser Woche einen noch größeren Umfang als in der vergangenen, sie wiesen im Durchschnitt täglich 7000 Namen auf. Eine ergreifende Tragik liegt in dem Tod der früheren Hofschauspielerin Sophie Wachner; nachdem sie vier Jahre als Armeeschwester im Felde tätig gewesen war, erlag sie wenige Wochen nach ihrer Rückkehr in die Heimat der Grippe. Unter schweren Entbehrungen hatte sie in Palästina ihren Samariterberuf ausgeübt. Ein ähnliches Schicksal ereilte den Erzherzog Franz Karl Salvator, der bis Oktober als Hauptmann im Felde gestanden hatte und auf seinem Urlaub in der Heimat ein Opfer der Grippe wurde; der Erzherzog war der älteste Sohn des Erzherzogs Franz Salvator und der Erzherzogin Marie Valerie und stand im 25. Lebensjahre.



**Die heiligen drei Könige.**

Nach einem Gemälde von Carl Strathmann.





# Die vom Rosenhof.

Roman von Luise Westkirch.

1.

An die Königin der Blumen wurde wohl keiner erinnert, der in dem schmutzigen, wie ein Ellbogen gekrümmten Gäßchen die Inschrift las: „Am Rosenhof." Sie stand an der Wand eines schiefgesunkenen Häuschens mit wunderlich eines über das andere vorspringenden Stockwerken und bezeichnete einen engen Durchgang, der, sich bald erweiternd, in ein langgestrecktes, unregelmäßiges Viereck von Häusern mündete. Kluge Leute wollten wissen, daß in längst vergangenen Zeiten ein zu einer benachbarten Burg gehöriger Meierhof hier gestanden habe, der seinen Namen von einem riesigen Rosenbusch herleitete. Jetzt war das Viertel der Schandfleck der mächtig emporstrebenden, blitzblanken Stadt, unentdecktes Land für die Bewohner ihrer stattlichen Villen, obgleich gerade der Rosenhof überquoll von leidenschaftlichem Leben, lautem und heimlichem. Gleich links am Eingang erfüllte eine Schlosserwerkstatt die Luft mit hartem Eisengeklirr. Ihr schräg gegenüber auf der anderen Seite führten Stufen in einen Keller, hinter dessen einem Fenster Heringe, Sauerkraut, Käse, Gemüse, alle Arten kleinbürgerlicher Nahrung Käufer lockten und in ihrer Überfülle hinausdrängten in den Flur und die Treppe hinauf bis auf das spitzige Hofpflaster. Dort war Frau Potthoffs Reich. Die Fenster auf der anderen Seite der Kellertür hatten feste Holzklappen. Wenn der fleißige Klingklang in der Schlosserwerkstatt einschlief, begann hinter ihnen ein Musikautomat seine schnarrenden Melodien, brummten und gröhlten Menschenstimmen. Hier betrieb Herr Potthoff eine von der Obrigkeit nicht mit besonderem Wohlwollen betrachtete Schenkwirtschaft. Küche und Schlafzimmer des Ehepaares lagen auf der Rückseite des Kellers. Die Giebelstube im oberen Geschoß war an einen Schlafburschen vermietet, und die „schwarze Jule", Potthoffs Kellnerin, hatte daneben ihre Kammer. Es war ein Haus mit einer bösartig verdrossenen Physiognomie, und seine nächsten Nachbarn glichen ihm. Aber dann kam ein Häuschen, das zu lachen schien. Weiße Vorhänge leuchteten vor sauber geputzten Fensterscheiben, Blumen blühten dahinter. Ein grüner Lattenzaun schor sogar ein winziges Gärtchen an der einen Seite seiner Haustür ab, während an der anderen neben einem Holunderbusch eine Bank stand, auf der der Hauseigentümer und Flickschuster Abeking am Feierabend seine Zeitung las, und seine Tochter Erna kleine Kunstwerke mit der Nadel schuf. An der Rückseite des Hofes hinter einem alten Nußbaum, dessen sattes Grün dem düsteren Hofraum eine Note von Romantik gab, stand ein langgestreckter Bau. Die Fenster seines Erdgeschosses, verstaubt, zerbrochen, mit Pappdeckel und Lumpen geflickt, gehörten zum Warenlager des Moses Deideles, der den Quersack auf der Schulter, die langen Tage durch die Gassen lief und auf allen Höfen, in allen Hausfluren mit seinem heiseren Lockruf: „Lumpen, Knochen!" die Köchinnen elektrisierte. Auf gekrümmtem Rücken, keuchend, schleppte der alte Mann seine Beute in seine Burg, von wo sie nicht eben einen Rosenduft über den Hof verbreitete. Er selbst hauste mit seinem Sohn Moritz in ein paar Stuben des ersten Geschosses hinter vorhanglosen Fenstern, so trüb wie die seines Lagers. Der Rest des winkligen Baues war vermietet an eine Unzahl von Parteien. Sie strotzten alle von Leben, die kleinen baufälligen Häuschen, die sich in launenhaften Winkeln aneinanderreihten, von altem Leben, jungem Leben, aufstrebendem, absterbendem. Ihre Männer und Frauen trieben jedes erdenkliche Gewerbe, handelten mit allem, womit sich handeln ließ. Mit harter, zäher Arbeit rangen die einen um ihren Platz an der Sonne, mit Gaukeleien und Gaunereien die anderen, und der Schlaue betrog den Einfältigen, und der Starke zwang den Schwachen, ganz wie in der großen Welt draußen. Ein Kosmos in einem Wasserglas war der Hof, aber ein Kosmos, der aus seinem engen Gehäuse seine Sprossen machtvoll in die Weite streckte. Ein Stück Menschenzukunft keimte in der Kinderschar, die, unerschöpflich aus den düsteren Mauern hervorgehend, auf dem spitzigen Pflaster des Hofes in mehr oder minder geflickten oder zerrissenen Röckchen, ihre Kinderspiele spielte, ihre Kinderfehden ausfocht, auf den angeschmutzten, willensstarken Gesichtern voll Lebenshunger die kommende Zeit tragend.

Der Hof hatte seine Gezeiten fast so gesetzmäßig, wie das Meer Ebbe und Flut hat. Früh, wenn die Spatzen lärmten, schrillten Kinderstimmen, rumpelten Kinderwagen, Wäsche flatterte, Weiber zankten um den besten Platz für ihren Waschtrog, oder holten schwatzend ein in Mutter Potthoffs Keller. Der Schlosser hämmerte, der Schuster pochte, dröhnend schlug ein Faßflicker auf seine Dauben. Wenn die Fledermäuse flatterten, die Fabriken sich schlossen, schlief dieser Lärm ein, dann überschwemmte den Hof eine Flutwelle von Männern und Frauen, die von der Arbeit heimkehrten. Sie traten fest auf und sprachen laut und herrisch. Aber wenn die Eulen, die im alten Turm der Kreuzkirche nisteten, lebendig wurden, und die wenigen Gasflammen den Hof mit unsicherem Blendlicht füllten, kamen Leute, die leiser auftraten, wunderliche Gestalten, Gäste von Potthoffs Keller. Weiber mit gemalten Gesichtern schlichen auf hohen Stöckelschuhen aus dem engen Durchgang hinaus auf die Straße. Und wenn die Nacht vorschritt, drückten sich noch leiser schleichende Gestalten im Schatten der Häuser hin, den Mantelkragen hochgeschlagen, den Hut tief im Gesicht, verschwanden in dieser oder jener Tür, oder schlüpften durch den düsteren Durchlaß, der zwischen leerstehenden Viehställen sich hinwand zum Ufer des Flusses, der, von einer langgestreckten Insel in zwei Arme geteilt, an der Rückseite des Rosenhofes vorüberfloß. Die Stadt endete hier. Zur Nachtzeit öde und lichtlose Schuppen begleiteten den zunächstliegenden linken Wasserarm noch eine kleine Strecke, bis er sich hinter einem winzigen Buchenhain über ein Wehr auf die Räder von drei im Wasser liegenden Mühlen stürzte. Seine reißende Strömung, der durch die Mühlräder verursachte Strudel, machten diesen Flußarm für die Kahnfahrt außerordentlich gefährlich, dafür aber zu einem Lieblingswinkel für alle Selbstmörder der Stadt. Und auch Leute, die gern ohne Zeugen sich unterhalten oder ihre Händel miteinander ausfechten wollten, fanden hier Verstecke, wo sie von Lauschern ungestört blieben.

Ein Spätnachmittag war's im April, der große Nußbaum im Rosenhof trug eine rötlichgelbe Perücke junger Sprossen um seinen weit ausladenden Wipfel. Da kniete in dem Gärtchen vor dem Haus mit den weißen Gardinen ein hagerer Mann in einem vielgetragenen, aber außerordentlich sauberen Anzug, über den er eine große blaue Latzschürze gebunden hatte. Er war barhäuptig. In sein schmales, trockenes Gesicht hatte das Leben zahllose Runzeln geschnitten und es dann in seiner Leidenschaftslosigkeit starr wie eine Maske zurückgelassen. Ein Paar Augen von weichem Blau schauten nachdenklich und träumerisch daraus hervor. Während er aus kleinen Tüten sorgfältig gewählte Samenkörner in die gelockerte Erde steckte, lag in seiner Haltung, in seinen Bewegungen eine ungesuchte Vornehmheit, die unverlierbare Gewohnheit einer guten Kinderstube, die ihm bei den Leuten vom Rosenhof den Namen „der Baron" eingetragen hatten. Wie er wirklich hieß, woher er kam, was seine Schicksale gewesen waren, ehe er in diesem Abraumwinkel strandete, wußte niemand. Er selbst nannte sich Braunfels und bewohnte seit zwanzig Jahren die zwei Stübchen zu ebener Erde, dem Schuster Abeking gegenüber. Er lebte von einer kleinen Rente, besorgte seinen Haushalt selbst, machte persönlich seine Einkäufe bei Frau Potthoff an der Hofecke, las in den vielen Büchern in seiner Stube und pflegte die paar Quadratmeter seines Gärtchens.

Die Sonne stand noch am Himmel. Aus der Stube auf der anderen Seite der Haustür klang das unermüdliche Hämmern des Flickschusters in das Eisenklirren der Schlosserei schräg gegenüber, und der Hof lag öde, da wankte Moses Deideles, den schweren Quersack auf der linken Schulter, seinem Lager zu. Vor dem Arbeitenden im Garten blieb er stehen, warf seine Last zu Boden und grüßte über den grüngestrichenen Zaun.

„Guten Abend, Herr Baron. Ein schöner Frühlingsabend! Recht ein Abend zum Pflanzen — ja."

Der Angeredete erhob sich von den Knien. „Guten Abend, Deideles. Sie sollen mich nicht ‚Baron' nennen, das hab' ich Ihnen oft gesagt."

„Wenn Sie's doch sind, Herr Baron! Wenn ein Blinder mit dem Stock doch fühlt, daß Sie's sind! Sie sind nich in der richtigen Erde hier, Herr Baron. Ich sag's Tag für Tag zu meinem Sohn. ‚Moritzche', sag' ich, ‚der Herr Baron is nich an seinem Platz. Pflanzen un Leute gehören an ihren richtigen Platz, wenn sie gedeihen sollen.' — ‚Vaterleben,' sagt mein Moritzche, ‚der Baron is unser Nachbar, ein guter, freundlicher Nachbar, hat mir immer von seinen Blumen geschenkt un mich nie ausgespottet. Warum sollen wir nich dazu tun, daß er an seinen Platz kommt?' Darüber wollt' ich mit Ihnen reden, Herr Baron. Mein Moritzche hat seine Verbindungen in dem großen Bankgeschäft, wo er arbeitet."

„Ja, er kommt vorwärts, Ihr Moritz. Er kommt gut vorwärts, Deideles. Ich freue mich dran."

„Danke, Herr Baron. Er is ein guter Sohn, mein Moritzche. Gott soll ihn segnen." Die rotumränderten Augen des alten Lumpensammlers strahlten. „Un, Herr Baron, was ich wollt' sagen, er hat ein hochprofitables Geschäft für den Herrn Baron gefunden, eine noble Anstellung bei einer Versicherung. Kein Pfennig Kaution wird gefordert, nur ein vornehmes Auftreten, feine Formen. Wenn der Herr Baron sich melden will — mein Moritz hat vorgearbeitet. Hier is die Adresse."

Er zog ein Taschenbuch hervor. Der andere machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie meinen's gut, Deideles. Aber — lassen Sie mich, wo ich bin."

Deideles ereiferte sich. „Pellkartoffeln un Hering zu Mittag, un wenn's hoch kommt, mal einen Eierkuchen — is das ein Leben für einen Herrn von Stand wie Sie!?

„Lassen Sie meinen Stand. Ich bin Lothar Braunfels, nichts anderes will ich sein. Und arbeiten will ich auch nichts, nichts erstreben, nichts erreichen. Ja — wollt' ich's, ich würd' es nicht können."

„Was werden der Herr Baron nich können!? — Der Mensch kann alles. Ich, Moses Deideles, bin gegangen durch viel Schlamassel — un mein Moritzche wird doch mal ein feiner Herr. Wenn einer will —"

„Ja, Deideles, da liegt's. Der Wille eben is krank und morsch. Kraft braucht's zum Guten und zum Bösen. Die Kraft, die hier aus Schlamm und Schmutz des Bodens in unwiderstehlichem Lebensverlangen bricht — die hab' ich nicht gehabt, die hab' ich nicht. Es muß Zuschauer geben in der Welt, Deideles, so gut wie es auf dem Theater Akteure und Publikum gibt. Ich bin Publikum. Das spielt nicht mit. Laßt Eure Adresse stecken, Deideles. Als Akteur hat man mich ausgepfiffen. Nun bleib' ich Zuschauer."

Deideles schüttelte den Kopf. „Wüßt' nich, was es hier zuzuschauen gäbe. Gemeine Leute, Hunger, kleine Sorgen, Spitzbübereien. Ein rechter Ort, um was Interessantes zu sehen — unser Rosenhof!"

„Er ist wie die Erde in meinem Garten, Deideles, Moder, Abfall, Verwesung. Aber aus der geheimnisvollen Tiefe des großen Schutthaufens steigt das neue Leben auf, das ewig unsterbliche, heiße, blühende Leben, ganz wie meine Pflanzen hier aus der schwarzen Erde steigen, Unkraut, Giftpflanzen oft — aber auch fröhliches, fruchtbares Blühen, und ab und an aus Schmutz und Verderbnis eine schlanke Lilie in köstlicher Reinheit und Schönheit." Er sah fast zärtlich auf das Fleckchen Erde vor ihm. „Das versteht Ihr nicht, Deideles. Ihr seid von denen, die mitspielen. Wer auf der Bühne steht, kann nicht urteilen über das Stück."

Der alte Handelsmann hörte längst nicht mehr zu. Seine Augen, mehr gewohnt nach außen als nach innen zu schauen, lugten an dem Baron vorüber zum Eingang des Hofes.

„Ein geschlagener Mann, der Schlosser Wieprandt," murmelte er, „ein geschlagener Mann mit all seiner steifnackigen Hoffart."

Des Barons Augen folgten Deideles' Blick. Ein junger Mensch hatte sich der Schlosserei gegenüber auf eines der Bierfässer gesetzt, die vor Potthoffs Keller umherstanden, und schien auf etwas zu warten. Der Baron kniff die Lider zusammen, um schärfer zu sehen.

„Ist das nicht der junge Paul Wieprandt, sein Sohn?"

„Wer wird's sein, Herr Baron, als der Paul Wieprandt? Un wenn er Glock fünf hier kann sitzen auf dem Hof un seinem Vater zum Schabernack sich ausstellen vor seinen Fenstern, was kann der Grund sein, als daß sie ihn haben weggejagt aus seiner Waggonfabrik, wo er arbeitet? — Geben Sie acht, es nimmt kein gutes Ende mit dem jungen Menschen. Ein geschickter Mensch. Is schad um ihn. Aber es nimmt ein schlechtes Ende. Haben der Herr Baron schon mal gesehen, daß es nimmt ein gutes Ende mit einem, der sich versündigt gegen das vierte Gebot? — Ich nich."

„Sie mögen das wohl sagen, Deideles. Sie haben einen guten und gehorsamen Sohn —"

„Hab' ich, Herr Baron, dem Gott meiner Väter sei's gedankt."

„Aber Sie selbst sind auch ein guter Vater. Sie haben Ihrem Moritz keine Stiefmutter gegeben, haben ihn nicht durch Eigensinn und Strenge aus dem Haus getrieben."




**Der Rosenhof.**

Gezeichnet von Professor Max Rabes.

„Wie heißt? – Vater is Vater. Es steht nix im Gesetz geschrieben von einem guten oder einem schlechten. — Un mit der Beschäftigung, die mein Moritz ausfindig gemacht hat für den Herrn Baron, is es nix?"

„Nichts, Deideles. Schönen Dank und nehmt's nicht für ungut."

Deideles raffte achselzuckend seinen Lumpensack wieder auf und ging vorüber in sein Haus.

Der junge Mann, von dem die beiden Alten redeten, war unterdessen von seinem Bierfaß aufgestanden und, ein freches Lied pfeifend, vor die Schlosserei hingetreten. Er schien darauf zu warten, daß jemand aus dem Fenster der Werkstatt oder der Haustür herausschauen solle. Niemand zeigte sich hinter den Scheiben oder auf der Schwelle. Aber um das Eckhaus mit den übereinander vorspringenden Stockwerken bog jetzt eine weibliche Gestalt, die sich fremd ausnahm auf dem spitzigen, schmutzigen Pflaster, zwischen dem Verfall und Moder des Rosenhofs, groß, sehr schlank, sehr blond, in Haltung und Kleidung vom gesucht einfachen Hütchen bis zu den hochhackigen Schuhen hinunter jenen unbeschreiblichen und besonderen Schick zur Schau tragend, der die großen Damen auszeichnet — und manchmal ihre Schneiderinnen. Bolzgerade kam sie daher, den Blick gradeaus gerichtet, die Lippen verzogen wie in Verachtung der Umgebung, durch die sie ihren Weg nehmen mußte. Paul Wieprandt war ihr ein paar Schritte entgegengetreten. Aber sie blickte steif über ihn hinweg in den rötlichgelben Nußbaumwipfel. Weil sie nun dazu die Augen gar hoch richten mußte, bemerkte sie nicht eine zum Bierabladen benutzte Stange vor ihren Füßen, stolperte darüber, schwankte und würde hingestürzt sein, wenn Paul nicht zugesprungen wäre und stützend ihren Arm gefaßt hätte.

„Guten Abend, Fräulein Klimmet," sagte er dabei.

„Gutend Abend, Herr Wieprandt. Danke."

Sie löste, kaum ins Gleichgewicht gekommen, hochmütig ihren Arm aus seinem Griff.

„Es ist traurig, daß Sie in so jungen Jahren schon so schlecht sehen, Fräulein Klimmet."

„Davon weiß ich nichts."

„Im Ernst, Sie sollten einen Augenarzt konsultieren. Vorigen Sonntag beim Konzert im Stadtgarten bin ich dicht bei Ihnen vorübergekommen, einigemal sogar. Aber ihre schwachsichtigen Augen vermochten mich nicht zu erkennen."

Lisa Klimmet war stehengeblieben, sah ihm voll ins Gesicht, furchtlos und trotzig.

„Vielleicht, Herr Wieprandt, wollte ich Sie nicht sehen, nicht damals und nicht heute. Vielleicht vergess' ich's gern, daß wir Kinderspiele miteinander gespielt haben."

„Ja, gegen die noblen Herren, in deren Gesellschaft man Sie jetzt antrifft, kann ein einfacher Schlossergesell freilich nicht an."

Lisa zog die hochgewölbten Brauen noch höher, was ihrem Gesicht im Verein mit den etwas zu langen Augenlidern einen Ausdruck von ungewöhnlichem Hochmut gab.

„Auf Vornehmheit seh' ich nicht so sehr, Herr Wieprandt. Aber auf Ehrenhaftigkeit halt' ich freilich bei denen, mit denen ich verkehre."

Das Blut schoß dem Burschen in sein blasses, hageres Gesicht. Er vertrat dem Mädchen den Weg.

„Was wollen Sie damit sagen, Fräulein Klimmet? Soll das heißen, daß Sie meine Ehrenhaftigkeit in Zweifel ziehen? Das ist zu viel! Das leid' ich von keinem — auch von keinem Frauenzimmer!"

Sie zuckte die Achseln. „Regen Sie sich doch nicht auf. Die Sache ist einfach. Wenn eine allein steht, wie ich, und will hinauf, hinaus aus dem Rosenhof, die muß auf sich halten. Und bei dem Weg, auf den Sie gekommen sind, seit Sie sich mit Ihrem Vater erzürnt haben, können Sie mir's nicht verübeln, wenn ich mir's nicht zur Ehre rechne, von Ihnen gekannt zu sein, und Sie bitte, Ihren Gruß künftig nicht an mich zu verschwenden."

Sie neigte ein wenig den Kopf und ging mit der Haltung einer Fürstin an ihm vorüber, so hoheitsvoll, daß er sie nicht festzuhalten wagte. Erst als sie in dem Haus mit den Blumenfenstern verschwunden war, brach sein Zorn hervor, ein rachsüchtiger, hilfloser Zorn.

„Da schlag doch Gott den Deubel dot! – So 'n Fratz!" Er hieb auf eins der Bierfässer, daß es dröhnte.

Ein leises Spottlachen kam ihm als Echo von der Tür des Potthoffschen Kellers zurück. In ihrem Rahmen war eine Dirne aufgetaucht von fremdländischer, zigeunerhafter Schönheit. Blauschwarzes Haar hing ihr in Flechten, die schief gerutscht waren von ihrer Schwere, unordentlich um den Kopf. Unter niedriger Stirn loderten aus dichtem Wimpernkranz große Augen vom glänzenden Schwarz reifer Brombeeren. Schneeweiße Zähne blitzten zwischen dunkelroten, vollen Lippen. Das Gesicht war sehr schön und sehr eigenartig, von marmorner Blässe und von marmorner Starrheit. Ihre prachtvollen Glieder dehnend wie eine große Katze, hatte sie den linken Arm über den Kopf geschlagen. Der lose Ärmel ihrer brandroten zerknitterten Seidenbluse war davon herabgeglitten und ließ den Arm einer antiken Statue sehen. Wie eine solche lehnte die Dirne am Türpfosten.

Das war Jule Ritter, die „schwarze Jule", die Kellnerin in Potthoffs Keller, der die Stammgäste des Lokals den Beinamen „die Marmorbraut" gegeben hatten.

Beim Klang des Lachens wandte Paul Wieprandt sich zornig um, und sein Grimm wurde nicht geringer, als er die Spötterin erkannte.

„Verhöhnst du mich? Du Untraut!"

„In die Kirch' brauchen Sie kommenden Sonntag nicht zu gehen, Herr Wieprandt. Ihre Predigt haben Sie all weg – un was für eine!"

„Halt den Mund."

„Ei, es geschieht Ihnen recht! So'n hübscher Mensch wie Sie sind – un laufen so 'ner Hochmutsprinzessin nach!"

„Geht's dich was an?! — Kümmr' dich um deinen Kram."

„Als ob's nich andere Derns auf der Welt gäb'!"

„Etwa solche wie du?!"

„Wer weiß? — Vielleicht mag ich dich leiden. Du weißt, ich mag nicht jeden."

„Aber ich mag dich nicht leiden."

Wieder erklang das seltsam gurrende Lachen. Die schwarze Jule nahm eine Blume aus ihrem Gürtel, eine rote Kamelia, von der es ein Rätsel blieb, wie sie sich in den feuchten Keller verirrt hatte. Mit gutgezieltem Wurf schleuderte sie sie dem jungen Mann gerade ins Gesicht. Er fing sie auf, warf sie zurück, ohne ein Lächeln, in grimmiger Abwehr.

„In Ruh sollst du mich lassen, du! heut und allzeit. Laß dir's gesagt sein."

Aber Jule hörte nicht auf zu lachen. Ungetrübt und unbeschämt strahlten ihre Brombeeraugen ihn an.

„Ja freilich, der blonde Aff' möcht' sonst über deinen Verkehr schelten. Ach, du armer Narr! Einmal kommst du doch zur schwarzen Jule."

Paul antwortete nicht. Mit einer Gebärde des Überdrusses wandte er dem Mädchen den Rücken und ging mit langen Schritten dem rückwärtigen Ausgang des Rosenhofs zu, dem Durchgang zum Flußufer.

(Fortsetzung folgt.)

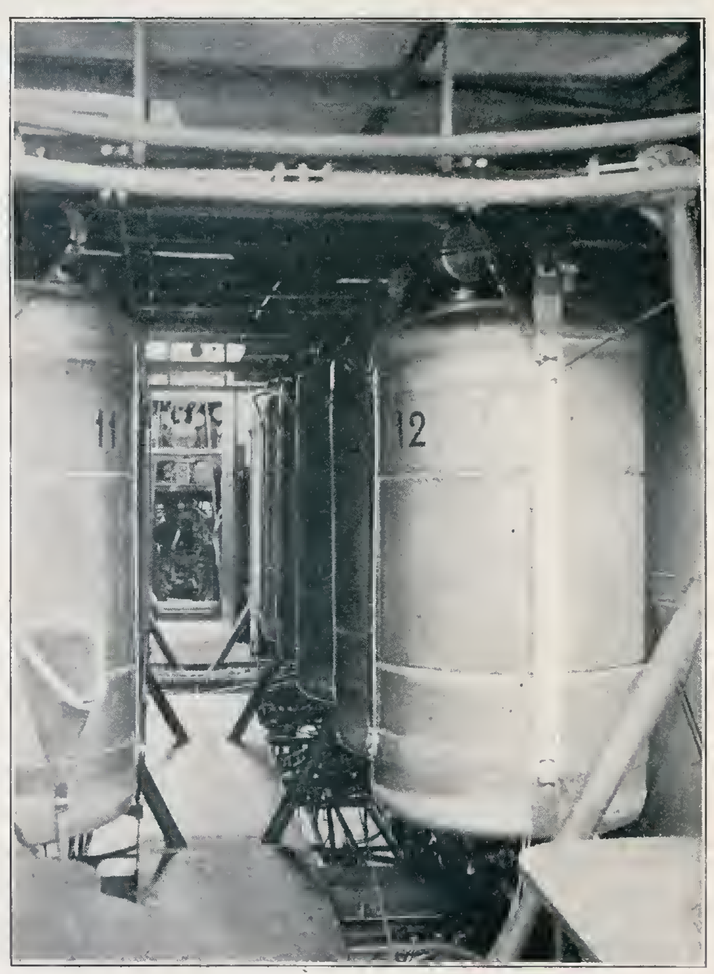


Landung eines deutschen Riesenflugzeugs in Kassel. Hofphot. Karl Eberth, Kassel.

# Riesenflugzeuge.

Von Martin Proskauer. (Hierzu sechs Abbildungen.)

Die Tatsache, daß sich zu jeder Erfindung oder Neuerung, die irgendwo auftaucht, stets mehrere Stellen melden, die das gedankliche Erstrecht daran fordern, zeigt sich auch beim Flugwesen. Den Ruhm, das Format des üblichen zweisitzigen Flugzeuges zu größeren Dimensionen gesteigert und die technische Ausführbarkeit möglich gemacht zu haben, fordern Konstrukteure in fast allen kriegführenden Ländern für sich. Das sogenannte „Großflugzeug“, also ein Flugzeugtyp, der mindestens zwei Motoren hat und mindestens drei Mann Besatzung mit entsprechender Last an Betriebsstoffen und Bewaffnung tragen kann, ist sicher frühzeitig in Frankreich gebaut worden. Die großen Caudron-Bombenflugzeuge, die uns seinerzeit viel zu schaffen machten, sind als Großflugzeuge anzusprechen. In Italien hat der bekannte Flugzeugbauer Caproni schon seit langem Versuche mit Zwei- und Dreideckern von erheblichen Ausmaßen angestellt, die durch zwei und drei Motore getrieben wurden. In Deutschland wurde der Bau von Großflugzeugen im Anfang 1916 energisch aufgenommen; hier half ein glücklicher Zufall mit, der ein englisches Großflugzeug neuester Konstruktion infolge eines Irrtums vollkommen unbeschädigt in unseren Linien landen ließ.




Die Benzinbehälter-Anlage im Rumpf eines deutschen Riesenflugzeugs.

Diese Großflugzeuge wurden im weiteren Verlaufe der kriegerischen Entwicklung vorzugsweise dazu benutzt, bei Nachtflügen Bombenangriffe tief ins feindliche Hinterland zu tragen. So wie die deutschen Rheinstädte von englischen Handley-Page- und französischen Breguet- und Caudron-Bombern heimgesucht wurden, so gingen die deutschen Bombengeschwader nachts über die feindlichen Plätze und warfen ihre Bomben zentnerweise ab. Über die militärische Wirkung von Bombenangriffen kann man verschiedener Meinung sein, und es ist zweifelhaft, ob die Vernichtung von Menschenleben und Eigentum und die Störung von Wirtschaftsbetrieben aller Art geeignet waren, den Betroffenen von kriegerischen Maßnahmen abzuhalten,



Hinterteil eines deutschen Riesenflugzeugs mit zwei Maschinengewehrschützen.

oder ob nicht vielmehr solche Angriffe das Rachegefühl aufreizten.

Die Vergrößerung der Flugzeuge ging mit der Vergrößerung von Bomben Hand in Hand, und es bestand praktisch kein Grund mehr, die Größe und Sprengladung der einzelnen Geschosse in bisher unerhörter Weise zu steigern. Man hätte ja auch die wachsende Tragkraft der Flugzeuge so ausnutzen können, daß man eine größere Zahl kleinerer Bomben mitnahm; man fand aber heraus, daß es vorteilhafter war, das Kaliber der einzelnen Bomben zu vergrößern. In ziemlich rascher Folge wuchs also das Kaliber der Bomben, das 50 kg betragen hatte, auf 100, 300 und zuletzt gar auf 1000 kg. Zum Transport einer derartigen Last hatte man einen noch größeren Flugzeugtyp konstruiert, der, von bisher ungeahnten Abmessungen, imstande war, einige dieser großen Bomben, einige kleinere, und daneben eine zahlreiche Besatzung nebst Bewaffnung und Betriebsstoffen durch die Luft zu schleppen.

Ein solches Riesenflugzeug hat zwei Führer an Bord, denen die Steuerung obliegt, ferner zwei Beobachter, die den Weg zu weisen haben, einen Funkentelegraphisten, mehrere Maschinengewehrschützen und Motorenwärter. Die Antriebskraft besteht aus vier Motoren, die zu beiden Seiten eines Mittelrumpfes in besonderen Motorkabinen gelagert sind. Je zwei dieser Motoren stehen sich gegenüber und bewegen je einen Zug- und einen Druckpropeller. Zwischen den Motoren ist etwas Platz vorgesehen, auf dem der Motorenwärter zur Bedienung während des Fluges sich aufhält. Über der ganzen Besatzung steht ein Kommandant, der die allgemeinen Befehle für Flugrichtung, Angriff und Bombenabwurf gibt. Der Abwurf von so gewaltigen Bomben aus diesen Riesenflugzeugen mußte besonders in dicht besiedelten Plätzen ungeheueren Schaden hervorrufen; ob die Kosten eines solchen Riesenflugzeuges mit allem Drum und Dran und das Wagnis einer solchen Expedition den Erfolg aufwogen, soll hier nicht entschieden werden. Den Franzosen ist es gelungen, einige dieser Riesenflugzeuge abzuschießen. Und sie behaupten, daß dieser Typ mit seinem Zuwachs an Größe und Last, der eine langsamere Geschwindigkeit bedingte, verhältnismäßig leicht durch Abwehrgeschütze oder Jagdflieger anzugreifen sei.

Durch das Kriegsende ist zum Segen der Menschheit verhindert worden, daß hüben und drüben Riesenflugzeuge mit immer steigender Bombenlast für kriegerische Zwecke ausgeprobt wurden. Die Friedenswirtschaft wird nun den vorliegenden Typ übernehmen und muß sehen, wie er sich in einem friedlichen Flugbetriebe rentiert. Die technischen Forderungen, die an ein Flugzeug zu stellen sind, werden von den deutschen Riesenflugzeugen aufs beste erfüllt. Sie steigen verhältnismäßig leicht, erzielen eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 120 km in der Stunde — was für ein solches Riesentier sehr achtbar ist —, gehorchen der Steuerung gut und sind verhältnismäßig leicht zu landen. Auch auf der Erde sind die Riesenflugzeuge durchaus nicht so unbeholfen, wie sie aussehen. Wenn man Zuschauer war, wie eine solche Maschine, die immerhin etwa 40 m Flügelspannweite, 22 m Länge und 6,35 m Höhe hat, sich leicht durch Laufenlassen der entsprechenden Motoren an jeden beliebigen Platz begibt, ist man überrascht. Die vier Motoren entwickeln je 250 P. S., die Propeller haben einen Durchmesser von 4,30 m.

Entwickelt sich in Zukunft der Luftverkehr so, wie es heute Optimisten — zu denen auch Fachleute gehören — erhoffen, so wird das Riesenflugzeug der gegebene Typ des „Frachtfliegers“ sein. Rechnet man nur, daß auf Bomben, Maschinengewehre und Munition bei kriegerischer Verwendung etwa 50 Zentner entfielen, die heute für Frachtzwecke benutzt werden, so ergibt sich schon eine recht annehmbare Nutzlast. Eine andere Sache freilich ist es, ob die Unkosten den Frachtverkehr lohnen. Und sicher wird es dort, wo ein dichtes Eisenbahnnetz eine rasche Güterbeförderung durch den Zugverkehr gewährleistet, nur wenige Industrien geben, bei denen der Vorteil der schnellen Beförderung durch das Flugzeug den Nachteil der viel höheren Unkosten aufwiegt. Immerhin ist es möglich, daß z. B. Zeitungen diese Frachtflugzeuge benutzen, um den für andere Großstädte bestimmten Teil ihrer Auflage schnell abzuliefern.

Bei der Nennung von Riesenflugzeugbauern muß übrigens noch erwähnt werden, daß der erste, der wirkliche Riesenmaschinen gebaut hat, der russische Konstrukteur Sikorsky war, der schon vor dem Kriege ungeheuer große viermotorige Maschinen gebaut hat. Einige dieser Maschinen sind auch während des Krieges an der Ostfront aufgetaucht, und verschiedene wurden 1915 abgeschossen. Irgendwelche besondere Wirkung, auch beim Bombenwurf, war von den Sikorsky-Flugzeugen nicht erzielt worden; dies mag auch damit zusammenhängen, daß Rußland im Flugwesen wie in allen technischen Dingen wenig Leistung und Initiative aufbringen konnte.





Links: Linke Motorengondel eines Riesenflugzeugs. — Rechts: Ein Maschinengewehrschütze begibt sich zu dem auf der oberen Tragfläche aufgestellten Maschinengewehr; während des Fluges aufgenommen.



Blick von der rechten Motorengondel eines Riesenflugzeugs auf die andere Motorengondel. Vorn der Mittelrumpf.



Aus dem Märchen „Das Zauberpferd“ aus Tausendundeiner Nacht. Scherenschnitt von Lotte Nicklaß.

# Eine lichte Welt der Schatten.

## Scherenschnitt zu Tausendundeiner Nacht von Lotte Nicklaß. Von Hans Schliepmann.

Nur wenige Naturen — und wirklich nicht die besten — fühlen niemals das Bedürfnis, die Seele über die Wirklichkeit hinaus in ein Land der Phantasie zu schicken, in dem die harten Gesetze der Erfahrung und der Folgerichtigkeit durch schönes Spiel willkürlicher Vorstellungen ersetzt sind. So ist ein Recht der Jugend das Märchen; für ihr noch unzerbrochenes Träumen wird sogar noch die Wirklichkeit wieder zum Märchen, wenn das Christfest naht. Aber selbst der Erwachsene bleibt dem Reize des Phantasiespiels nicht verschlossen; besonders in trüben Zeiten flüchtet auch er einmal aus einer schnöden Wirklichkeit in eine schönere Welt der Träume und läßt sich auf Stunden von der unsterblichen Scheherazade umgaukeln. Denn unsterblich scheint sie fürwahr, sie selbst nur ein Märchen, diese Schöpferin eines der wenigen Bücher, die man zur Weltliteratur zählen darf. Kaum gibt es ein bücherfreundliches Haus, in dem man nichts von Aladdin, Ali Baba, Sindbad, dem Vogel Bülbül, dem Opiumesser, dem buckligen Barbier und von hundert Prinzen und Prinzessinnen aus fernsten Landen wüßte.

Bei der unvergleichlichen Verbreitung von Tausendundeiner Nacht erscheint es auf den ersten Blick verwunderlich, daß dieses Buch die bildenden Künste eigentlich nur in ganz verschwindend geringem Umfang angeregt hat. Fast jeder einbildungbegabte Leser glaubt einen Formen- und namentlich einen Farbenrausch bei diesen Geschichten innerlich zu erleben, und dennoch gibt es kaum ein berühmtes Bild aus dem Stoffkreise der orientalischen Märchen. Die dichtende Phantasie nämlich wandelt ganz andere Bahnen als die bildende; ihre Vorstellungen klingen sehr häufig nur; sie setzen sich über klare Bilder sehr häufig hinweg; niemand fragt nach den Größenverhältnissen des Rotkäppchenwolfes und braucht auch nicht danach zu fragen; die erweckte Vorstellung will nicht an solchen nüchternen Fragen kleben; die Stimmung ist ihr alles! Der Maler aber kann den Wolf nicht so groß malen, daß er die ganze Großmutter unzerstückt im Leibe bewahren könnte, und er kann auch keinen Geist, kein vielköpfiges Ungeheuer bilden; hier muß die dichtende Phantasie des Beschauers erst mitarbeiten, um den beabsichtigten Eindruck zu vermitteln.

Da es nun aber im Wesen aller Kunst liegt, möglichst unmittelbar und durch die ihr allein zu Gebote stehenden Mittel den größtmöglichen Eindruck hervorzurufen, so



Aus Tausendundeiner Nacht: Das Zauberpferd.

wird klar, daß dem bildenden Künstler im allgemeinen diejenigen Dichtwerke die meisten Anregungen geben werden, die schon an sich am gegenständlichsten gesehen sind, weshalb denn auch die so unvergleichlich anschauliche Vorstellungswelt der Griechen die Phantasie der Maler am meisten befruchtet hat. Immer aber muß der Künstler eine Art Übersetzung des Dichtwerkes vornehmen, die die besonderen Wirkungsmittel seiner Kunst, den Rhythmus der Linien, der Gruppierung und die Stimmungen des Lichtes und der Farben, aufs höchste auszunutzen ermöglicht. Es seien nur flüchtig die Namen von Schwindt, Doré und Walter Crane genannt, um daran zu erinnern, in wie ungemein verschiedener Art dies noch geschehen kann. Als Maßstab der Künstlerschaft aber wird immer gelten müssen, daß des Malers Schöpfungen stets auch dann unmittelbar zu empfinden sein müssen, wenn man den literarischen Vorwurf, das Vorgängliche, nicht kennt — wohlgemerkt: als harmonische und fesselnde Bildwerke, deren Verdienst also in jener Beherrschung der Wirkungen der Linien, der Gruppierung, der Lichtverteilung und der Farbenstimmung liegt!

Es erscheint unter diesen Umständen von vornherein als ein kühnes Unterfangen, die so bunte Welt der orientalischen Märchen in einer Kunstart erneut nachschaffen zu wollen, die in ihren Mitteln vielleicht die beschränkteste von allen ist, im Scherenschnitt. Daß diese „Schwarze Kunst", die des knausrigen Finanzministers Silhouette Namen einst ganz unverdienterweise auf die Nachwelt brachte, in unseren Tagen eine Auferstehung gefeiert hat, ist ursprünglich unzweifelhaft nur der bis zum Schlagwort veräußerlichten Mode des Biedermeierstiles zuzuschreiben. Der eigentlichen Denkweise unserer Zeit vor dem Kriege in ihrer nervösen Hast und Überreiztheit stand sie nur wie ein Maskenscherz zu Gesichte, und erst in der nächsten Zukunft wird sie vielleicht zu unserer Geistesstimmung innerlich passen. Trotzdem bleibt anzuerkennen, daß erst die Gegenwart alle Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeiten aus ihr herausgeholt hat. Daneben aber kommt ihr das Verdienst zu, eine wesentliche Erzieherin des Kunstgefühls zu sein; denn sie duldet nicht jene modernen Mätzchen, mit denen Nichtskönner in unserer Zeit der verwirrenden Schlagworte sich als Bahnbrecher zu neuer Kunst durchzusetzen suchten; sie zwingt zur guten Zeichnung, zur reinen Wirkung der Linie und der rhythmischen Massenverteilung, denn andere Mittel besitzt sie nicht. So lernen wir endlich diese Urelemente künstlerischer Wirkung wieder sehen und schätzen.

Ja wir flüchten sogar besonders gerne aus dem vielfach verwirrenden modernen Kunstrichtungen zu dieser schlichten Kunst, die wie keine zweite geschaffen ist, Anmut und Grazie in feiner, liebvertrauter Weise zum Ausdruck zu bringen und unserer Seele jenes heiter entzückte Genießen zu schenken, das so recht eine Erholung und Erfrischung für Herz und Auge bedeutet. Und besonders wenn sie von so berufener Hand ausgeübt wird, wie unsere Märchenbilder es zeigen.



Aus Tausendundeiner Nacht: Azem und die Geisterkönigin.

Unter den neueren Scherenkünstlern nimmt Lotte Nicklaß eine der ersten Stellen ein. Sie ist Künstlerin ganz aus Eigenem, denn erst die Unbeschäftigtheit eines langen Krankenlagers ließ die junge Geigerin zur Schere greifen, die nur aus dem Schaffen einer fast gleichalterigen und begabten Schwester allgemeine künstlerische Anregungen empfangen hatte. Schnell aber erkannte sie nun ihren eigentlichen Beruf, und angeborenes Geschick und Formgefühl wurde durch genialen Fleiß zu hoher Künstlerschaft gesteigert. Für ihre winzige Schere gibt es keine Schwierigkeiten, man betrachte daraufhin die Einzelheiten unserer Abbildungen, die in den ursprünglichen Schnitten noch viel erstaunlicher wirken! Und die Kühnheiten ihrer Flächenbelebung gehen zwar über das bloße „Schattenbild" hinaus, wollen aber niemals „malen", sondern bleiben feinfühlig innerhalb der dem Scherenschnitt eigentümlichen Stilistik. Ihre eigentliche Stärke liegt auf dem Gebiete des Anmutigen und Graziösen, und es mag an ihrer Lust an reizvoll ungewöhnlichen Linienführungen gelegen haben, daß sie sich der orientalischen Märchenwelt mit ihren prunkvoll abenteuerlichen Kostümen zuwandte. Aber sie bleibt doch nie im bloß Niedlichen stecken; davor bewahrt sie ein so ausgesprochener Sinn für großen Rhythmus der Massen, daß in jede ihrer Erfindungen Kraft kommt. Man fühle nur einmal nach, wie vollendet die Fläche auf dem Bilde vom Zauberpferde gefüllt erscheint, trotzdem sie außer der erstaunlich wirkungsvoll geschnittenen Landschaft nur das durch die Luft entfliehende Liebespaar enthält.



Aus Tausendundeiner Nacht: Azem und die Geisterkönigin.

Streben nun auch alle guten Scherenschnitte solche Wirkung an, so hat Lotte Nicklaß doch in ihren übrigen Kompositionen noch einen ganz neuen Kunstgriff angewandt, um diese ins Bildhafte zu steigern, indem sie durch ganz große schwarze (nur wieder durch Musterung belebte und namentlich aufgehellte) Flächen dem Ganzen Wucht und Haltung gab. Besonders die beiden Bilder zur Geschichte des Ali Schach lassen erkennen, welche Steigerung ins Geschlossen-Bildhafte sie dadurch erreicht hat. Ihre Schöpfungen sind schon deshalb nicht bloße Illustrationen — wie sie denn auch nicht sklavisch einen Vorgang irgendeines Märchens wiedergeben, sondern nur über einem solchen bildend weiterträumen. Sie sind wirklich vollberechtigte Bilder, allein in sich und durch sich künstlerisch daseinsberechtigt. Deshalb durfte sie es auch wagen, in ihnen über den üblichen Maßstab von Scherenschnitten erheblich hinauszugehen. Die hier beigegebenen Abbildungen zeigen eine lineare Verkleinerung der Originale um etwa ein Drittel. Die Herausgabe in wesentlich größerem Maßstab und mit einem prächtigen Titelblatt von der Künstlerin Schwester Elsa steht bevor. Jedes Blatt würde in einem „Schwarzweiß-Zimmer" einen anziehenden Wandschmuck abgeben; aber auch die Verkleinerungen in diesem Hefte werden der Künstlerin Freunde werben, die in Weihnachtstille sich von ihr durch Schatten in ein lichtes Traumland der Jugend zurückführen lassen wollen.



Aus Tausendundeiner Nacht: Geschichte des Ali Schach oder Der falsche Kalif.



Aus Tausendundeiner Nacht: Geschichte des Ali Schach oder Der falsche Kalif.



# Unser Weihnachtslied und Weihnachtsbaum.

Von Dr. phil. Richard Hennig.

Trüb ist die Zeit, in der Deutschland diesmal das Weihnachtsfest feiert; denn die Zukunft steht schwarz und drohend vor uns. Unter so ungewöhnlich traurigen Umständen feiern wir am Weihnachtstage 1918 den hundertsten Geburtstag unseres schönsten und meistgesungenen Weihnachtslieds „Stille Nacht, heilige Nacht“, das am 24. Dezember 1818 in der Salzburger Gegend von zwei einfachen Deutsch-Österreichern, Gruber und Mohr, einem Schullehrer und einem Kantor, geschaffen wurde. Wir können uns heute ein deutsches Weihnachtsfest ohne diese vertrauten Klänge, die uns selbst in der drückenden Gegenwart zu reineren Freuden erheben, kaum noch vorstellen. Wenn nun aber auch die Weihnachtslieder im letzten Jahrhundert zumeist andere geworden sind, so meint man doch vielfach, daß wenigstens unsere wichtigsten Weihnachtsbräuche seit ältester christlicher Zeit dieselben geblieben sind. Diese Anschauung trifft aber nur teilweise und gerade für unsere wichtigsten Weihnachtsbräuche überhaupt nicht zu. Gerade unsere charakteristischste Sitte, der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum, ist in den meisten Teilen Deutschlands nicht älter als das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Nirgends haben wir jedoch ein Zeugnis, daß im gesamten Mittelalter ein Weihnachtsbaum in irgendeiner Form, grün oder geschmückt, zur Aufstellung gelangt ist, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die Freude an grünen Bäumen stark an altgermanische Natursymbolik erinnert und somit die Wahrscheinlichkeit eines uralt-heidnischen Ursprungs nahelegt, für den aber nicht der geringste Beleg zu finden ist.

Seltsam wehmütig berührt es in diesen Tagen, wo das Elsaß von Deutschland wieder abgetrennt werden soll, daß die Sitte der grünen Weihnachtstanne, die so echt deutsch anmutet, nachweislich im Elsaß zuerst aufgetaucht ist und sich von dort über das übrige Europa verbreitet hat. Schlettstadt ist der Ort, in dem die ältesten Weihnachtsbäume urkundlich erwiesen sind. Hier, am Fuße der Hohkönigsburg, wurden im 16. Jahrhundert, wie Urkunden von den Jahren 1521, 1546 und 1555 erkennen lassen, „Weihnachtsbäume“ durch die Bevölkerung aus den umliegenden Wäldern geholt. Was mit den geschlagenen Bäumen geschah, erfahren wir aus jenen Urkunden nicht. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sie bereits weihnachtlich aufgeputzt, wenn auch zunächst bestimmt noch nicht mit Lichtern versehen wurden, denn vom Jahr 1604 liegt uns zum erstenmal die Beschreibung eines mit Äpfeln, Papierrosen, Zucker, Oblaten und „Zischgolt“ geschmückten Weihnachtsbaumes vor — bemerkenswerterweise wiederum aus dem Elsaß, aus Straßburg, der wunderschönen Stadt!

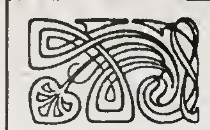
Wir dürfen also in jedem Falle das Elsaß als die Urheimat des deutschen Weihnachtsbaumes ansprechen. Frühestens im Laufe des 17., wahrscheinlich aber großenteils erst im 18. Jahrhundert verbreitete sich die Sitte langsam auf das übrige Deutschland. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ist der Weihnachtsbaum an anderen Stellen Deutschlands nachweisbar, dann aber seltsamerweise gleich in der uns heute geläufigen Form des Lichterbaumes. Wann und wo man zuerst auf den schönen Gedanken kam, Lichter in dem grünen Weihnachtsbaum anzubringen und dadurch gewissermaßen symbolisch die Wiederkehr des Lichts nach der Wintersonnenwende zu feiern, ist in keiner Weise mehr festzustellen. Des ältesten deutschen Lichterbaumes wird erst im Jahr 1737 Erwähnung getan; die betreffende Beschreibung scheint einen Brauch aus der Gegend von Zittau zu schildern. Zur selben Zeit aber muß der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum schon an zahlreichen anderen Stellen Deutschlands üblich gewesen sein. Aus einer Stelle in Jung-Stillings „Heimweh“ ist wenigstens zu entnehmen, daß die Sitte ums Jahr 1750 im Nassauischen bekannt war, und Goethes Weihnachtsschilderung im „Werther“ und sein Preis der Kindheit, die der „aufgeputzte Baum mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung versetzt“, läßt den Schluß zu, daß Goethe einen damals schon bekannten Brauch beschrieb.

Goethes „Werther“ dürfte zur Verbreitung der Sitte des Weihnachtsbaums auch in denjenigen Teilen Deutschlands, wo man bis daher nur die alten, heute fast verschwundenen „Weihnachtspyramiden“ und „Krippen“ kannte, erheblich beigetragen haben. Am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts macht der Weihnachtsbaum jedenfalls einen Eroberungszug durch Deutschland. 1780 lassen sich die ersten Weihnachtsbäume in Berlin nachweisen, 1796 in Hamburg, 1807 in Dresden, 1817 in Wien. Allmählich springt die Sitte auch auf das Ausland über. 1819 hält der Weihnachtsbaum seinen Einzug in Budapest, 1840 in London und Paris usw. Von den großen Städten erfolgte die Verbreitung freilich nur sehr langsam aufs Land; zumal in verkehrsentlegeneren Gegenden hat die schöne Sitte erst in den letzten Jahrzehnten Fuß gefaßt. In Altbayern ist der Weihnachtsbaum erst 1855 erschienen, in Mals im Vintschgau gar 1889 und in Rauris in Tirol — 1898!

Ganz erstaunliche kulturgeschichtliche Ausblicke in ein seelisch durchaus unerforschtes Gebiet, Ausblicke von geheimnisvollem, mystischem Zauber eröffnen sich nun aber, wenn man hört, daß der allerälteste Weihnachtslichterschmuck im grünenden Baum von einer ganz anderen Stelle der Erde uns überliefert worden ist. Wir besitzen nämlich die im Jahr 1556 gedruckte Beschreibung einer Reise des italienischen Edelmannes Bartoman oder Bartomans vom Jahr 1503, worin der Autor erzählt, es gebe in der Nähe von Kalkutta eine vielbesuchte Tempelwallfahrtsstätte und dicht bei ihr einen von Bäumen umrahmten Teich; in diesen Bäumen würden nun alljährlich am 25. Dezember unzählige Lichter und Ampeln angebracht und entzündet! Ist nun unser kerzengeschmückter Weihnachtsbaum letzten Ursprungs etwa auf einen altbuddhistischen Brauch zurückzuführen, der von Missionaren aus Indien nach Europa gebracht worden ist und sich hier eingebürgert hat? Sehr wahrscheinlich ist diese Vermutung freilich nicht. Eher dürfte anzunehmen sein, daß man in Indien und in Deutschland unabhängig auf denselben poetisch schönen Gedanken gekommen ist, das wiederkehrende Sonnenlicht, das sich dem Christen mit der Person des lichtbringenden Heilands identifiziert, durch Kerzenglanz zu begrüßen.



**Gang zur Christmette.** Nach einer Zeichnung von Prof. **Franz Kienmayer.**



# Der goldene Baum.

Von Bernhard Flemes, Hameln.



Wo die drei Straßen zusammenstießen, stand der fremde Baum. Keiner im Dorfe wußte seinen Namen, auch der nicht, der ihn, einer Laune folgend, mitten auf den Platz pflanzen ließ, wo die drei Straßen zusammenstießen. Eigentlich hätte ihn ein Rasenrundteil umgeben sollen, aber dazu war es noch nicht gekommen.

Den Frühling und Sommer über stand er unbeachtet. Wenn er auch nicht gerade im Wege stand, so sahen ihn die Bauern doch als Verkehrshindernis an. Sie gaben sich nicht sonderlich Mühe, ihn mit den schweren Ackerwagen nicht zu streifen, dachten vielmehr: Fällt er, so fällt er.

Als es Herbst wurde, bekam der Baum so schöne goldene Blätter wie kein anderer im Dorfe. Aber keiner achtete darauf. Die Bauern wehte wohl sein goldenes Leuchten wie von weither ein wenig an, aber sie wurden sich dessen nicht bewußt, denn sie hatten ihre Sorgen um Kartoffeln, Rüben und Feldbestellung.

Da kam eines Tages Heini, der Dorftrottel, an den Baum, sah den Goldglanz seines Wipfels und wurde von ihm im Innersten seines verdunkelten Gemütes mächtig berührt. Er blieb im Regen und Sturme unter dem Baume stehen, sah Blatt um Blatt sinken und die kotige Dorfstraße bedecken, bis der Baum ein leuchtendes Tuch unter sich gebreitet hatte. Das staunte der Narr dumpf und gebannt an. Er trug noch die Peitsche in der Hand, denn er hatte eben die Schweine heimgeleitet.

Als er so versunken bei dem Baume verharrte, kamen die Kinder und neckten ihn nach ihrer Gewohnheit. Er ließ sie gewähren, nur wenn eines auf die schönen Blätter treten wollte, hieb er mit der Peitsche nach ihm. Als sie merkten, daß es ihm um die Blätter zu tun war, traten sie absichtlich mit ihren schmutzigen Stiefeln darauf und bewarfen sie mit Straßenkot. Da wurde er ganz wild, schrie und lamentierte, deutete mit der Peitsche in den regennassen Goldschopf und ließ keinen an den Baum.

Es kamen Wagen vom Felde. Er duldete nicht, daß die lehmigen Räder das Schöne, Leuchtende berührten. Die Lenker der Wagen lachten darüber. Dann kam ein Rohling, der dem Narren, als er ihm den Weg weigern wollte, die Peitsche um die Ohren knallte. Ein blutroter Streif blieb auf des Verwirrten Wange. Er verzog schmerzhaft das Gesicht, wich aber nicht vom Platze.

Endlich kam Mutter Lammers, die ihn im Armenhause betreute.

„Komm, Heini!“ sagte sie.

Aber er wollte nicht.

Da begann sie die bunten Blätter zu sammeln. Er begriff, beugte sich und nahm die Blätter auf, bis er die Arme voll hatte und sich von Mutter Lammers nach Hause führen ließ.

Da hörten die Kinder auf, ihn zu belästigen, und die Alten schüttelten die Köpfe, wo das Paar vorüberzog. Ein Kleines, das von seiner Schwester behütet wurde, streckte bettelnd die Hände nach dem Golde. Mutter Lammers gab ihm ein Blättchen. Und dann verschwanden die beiden im Armenhause. Ein Glanz von Gold leuchtete hinter ihnen drein.



Die Dorfstraße. Nach einem Gemälde von Th. de Bock.



Ein Gletscherbruch im oberen Grindelwaldfiescherfirn. Phot. A. Krenn, Zürich.

# Unter dem Eis. Skizze von Paul Busson.

Professor Wender ging aufgeregt dem Oberarzt des Krankenhauses entgegen, der soeben durch die Tür des Wartezimmers eingetreten war.

„Also kann ich meinen alten Freund Grütt sehen?"

„Gewiß, Herr Professor," sagte der Arzt. „Sie können ihn sehen und sprechen. Seit er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht ist, verlangt er unaufhörlich nach Ihnen."

„Er ist mein ältester Freund . . . und mein bester . . ."

„Ich muß Ihnen jedoch, Herr Professor, bemerken, daß der Geist Dr. Grütts Schaden gelitten hat," sagte zögernd der Arzt. „Sie werden ja selbst sehen . . ."

Der Professor erfuhr auf seine weiteren Fragen nur, daß Bauern eines abgelegenen Gletschertales vor einigen Tagen Grütt bewußtlos am Fuße einer Moräne, halb im Wasser eines aus dem Eistor kommenden Baches gefunden hatten. Diese Leute, unter denen sich ein im Rettungsdienst bewanderter Bergführer befand, hatten den Ohnmächtigen bei sachgemäßer Behandlung vor den Folgen von Erfrierungen durch langes, fortgesetztes Abreiben mit Schnee bewahrt und ihm auch sonst eine völlig zweckmäßige Pflege angedeihen lassen. Da aber alle Bemühungen, den Fremden ins Bewußtsein zurückzurufen, vergeblich waren, hatte man ihn mittelst Eisenbahn an das allgemeine Krankenhaus der Hauptstadt abgeliefert. Dort war es dann endlich gelungen, Grütt aus seinem Zustand zu erwecken.

Gewisse sonderbare Umstände, die in Erscheinung getreten waren, glaubte der Arzt dem Freunde des Kranken mitteilen zu müssen. Bei seiner Auffindung hatte der Verunglückte eine seltsame Waffe mit starrer Hand umschlossen gehalten, die man ihm nur mit Mühe entwinden konnte. Es war das ein Feuersteinbeil, das mit noch frischen, rohen Tiersehnen sehr kunstvoll an den Holzstiel verknotet war, den der Scheintote umklammert hielt. Dieses Beil war mit ihm eingeliefert worden. Die scharfe Steinschneide zeigte Blutspuren und angeklebte Haare von rötlichgrauer Farbe. Das zweite Rätsel war der Vorfall mit der Pflegerin. Diese, ein klein und breit gebautes, sonst nicht unschönes Frauenzimmer mit weißblondem Haar, hatte die Wartung Grütts übernommen und mit bewundernswerter Fürsorge den Kranken betreut. Das Steinbeil schien für sie eine sonderbare Anziehungskraft zu besitzen, denn sie holte es mehrmals aus dem Raum, in den man es hinterlegt hatte, und brachte es zum Bett des Kranken. Als Grütt erwachte und diese Pflegerin an seinem Bette sah, rief er in höchster Aufregung ein unverständliches, singend ausgesprochenes Wort und fiel sogleich wieder in seinen Dämmerschlaf, aus dem man ihn nur mit den stärksten Erregungsmitteln zu erwecken vermochte. Die Pflegerin aber stieß eine Art unheimliches Geheul aus, lief aus dem Zimmer und ward im Krankenhaus nicht mehr gesehen.

„Ich habe nach dieser Frau geforscht," schloß der Arzt seine Erzählung. „Sie stammt aus demselben Tal, in dem Dr. Grütts Unfall vor sich ging, und wurde von Jägern als offenbar weggelegtes, nacktes Kindchen aufgefunden und von mitleidigen Menschen aufgezogen. Sie hatte eine merkwürdige Regenbogenhaut — man wußte nicht recht, welche Farbe ihre Augen hatten — rot oder violett. Vor kurzem hatte sie Streit mit einem anderen Mädchen — wegen ein paar Süßigkeiten oder so etwas. Da benahm sie sich wie ein kleines wildes Tier. Ich werde mich übrigens noch genauer erkundigen, wie das war. Nun ist sie davongelaufen und war doch sonst ein braves williges Mädel. Wenn es Ihnen nun recht ist —?"

Als sie vor dem Krankenzimmer standen, drehte sich der Arzt nochmals um und flüsterte: „Das Herz ist sehr schwach . . . Hören Sie ihn ruhig an und regen Sie ihn nicht durch Zweifel auf."

Man hatte dem Kranken, in dem man den bekannten Zoologen Dr. Friedrich Grütt erkannte, ein besonders helles und freundliches Zimmer eingeräumt. Wender trat

behutsam an das Bett und blickte mit innerem Erschrecken auf das eingefallene, magere Gesicht und das weiß gewordene Haupthaar. Er trat einen Schritt zurück, ungewiß den Arzt anblickend. War dieser alte Mann da wirklich . . .?

„Ich bin es," rief der Kranke mit schwacher und heiserer Stimme. „Setz dich doch . . ." Und seine zitternde Hand mühte sich, den neben dem Bette stehenden Stuhl näher heranzuziehen. Professor Wender griff rasch zu und sah einen hammerartigen Gegenstand auf dem Sitz. Das Steinbeil. Er nahm es und legte es auf das niedrige Tischchen, das in der Nähe stand. Die Augen des Freundes folgten ihm, hingen an dem Feuersteinbeil, an den klebrigen Tiersehnen, die es dem dunklen, schweren Holzstiel kunstvoll verbanden. Der Arzt deutete mit einer fast unmerklichen Bewegung auf die Waffe, drückte, von Grütt ungesehen, den Finger auf die Lippen und ließ die Freunde allein.

„Nun, mein Alter," sagte Wender erschüttert und ergriff die abgezehrte Hand des Leidenden, an dem eine so unbegreifliche und furchtbare Veränderung vorgegangen war. „Was ist denn mit dir geschehen, mein lieber Fritz?" Und wieder blickte er tief ergriffen auf das weiße Haar, das noch vor kurzem braun und glänzend gewesen war, und auf die eingefallenen, greisenhaft gewordenen Züge.

„Hör mich geduldig an," stieß Grütt mit hastiger Stimme hervor. „Wer weiß, wieviel Zeit ich noch habe. Gib gut acht, sonst ist alles, was ich erlebt habe, verloren, umsonst gewesen . . . die wertvolle Kunde . . . eine Entdeckung, von der niemand auch nur eine Ahnung hat. Man hält mich natürlich für verrückt, hört mich mit derselben Miene an, mit der man den Geschichten phantasiebegabter Kinder lauscht, so mit einer gewissen gutmütigen Geduld." Ein Hustenanfall rüttelte den schmalen Körper. Er trank aus dem Glase, das ihm Wender hielt und fuhr dann mit etwas klarerer Stimme fort: „Auf dem Gletscher war es . . . auf dem Eidelgletscher . . . Ich suchte nach einem winzigen Insekt, das in einer besonderen Art dort auf dem Eise lebt, fand auch einige von den Tierchen, die in der wissenschaftlichen Welt fast unbekannt sind. Sie leben gesellig und gehören den . . . Aber das ist ja unwichtig — ganz unwichtig gegen das andere. Ich muß auf eine dünne Brücke von Schnee oder Eis geraten sein . . . auf einmal gab der Boden unter mir nach und ich stürzte in sausendem Fall . . . endlos — atemlos . . . fiel dröhnend auf und verlor die Besinnung. Als ich erwachte, waren Hände und Füße fast erstarrt, aber geschehen war mir nichts. Weicher Staubschnee, der da allmählich in die Gletscherspalte gerieselt war, hatte mich aufgefangen und vor schweren Verletzungen bewahrt. Ich raffte mich auf und tappte in dem Dämmerlicht, das von einem hoch, hoch oben schimmernden Lichtpünktchen ausging, umher. Dieses Lichtchen oben — ach, das war nichts anderes als die Einbruchsstelle, durch die ich abgestürzt war und durch die der Tagesschein in mein Verlies fiel. Ich sah, daß ich neben einem rauschenden Gletscherbach stand, an dem eine breite Eis- und Felsstufe wie eine Art von Weg entlang lief. Mir kam der Gedanke, daß diese gurgelnden Wasser irgendwo ins Freie gelangen mußten, und ich beschloß, dem Bach nachzugehen. Vielleicht war auf diese Weise eine Rettung aus meiner verzweifelten Lage möglich. Angst fühlte ich nicht, obwohl mir mein Verstand mit unerbittlicher Klarheit sagte, daß meine Sache recht aussichtslos stände und daß Kälte und Hunger mir bald den Garaus machen würden. Und außerdem wußte ich nur zu gut, daß solche Gänge im Gletscher sich schließlich — häufig wenigstens — verengen und so niedrig werden, daß wohl das fließende Wasser, niemals aber ein Mensch durch sie ins Freie gelangen kann. Und bei all diesen Gedanken freute ich mich doch der tiefgrünen, stahlblauen und silbernen Spiegelungen, die das bescheidene Licht von oben in den Eiswänden aufblitzen ließ.

Vorderhand machte ich tüchtig turnerische Bewegungen, um meine verklamten Glieder wieder geschmeidig zu machen, und dann ging ich vorsichtig dem Bachlauf nach. Merkwürdigerweise wurde der Gang nicht finster. Ein unbestimmtes, bläuliches Licht erhellte genügsam den mit abgeschliffenen Kalksteinen bedeckten Weg. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an diese dämmerige Beleuchtung des Eisdomes, und trotz der dumpfen Ungewißheit, die in mir aufzusteigen begann und einem sich verstärkenden Angstgefühl sehr verwandt war, achtete ich genau auf die Merkmale des langsam in die Tiefe führenden Pfades und zählte die Seitenstollen, die von Zeit zu Zeit abzweigten. Ich wußte sehr genau, daß ich auf eine Rettung durch Menschen nicht rechnen durfte, denn im Dorfe wußte ja niemand, wohin ich mich gewendet hatte, und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, wer hätte hier mit mir in Verbindung treten können? Je weiter ich kam, desto weniger fühlbar wurde die Kälte, die mir anfangs die Zähne klappern ließ, und desto ruhiger wurde mein Denken. Es war mir klar, daß jede Hoffnung auf Erlösung eitel sei, und die Gewißheit, verirrt und der Oberwelt durch eine undurchdringliche Eisdecke entrückt zu sein, machte mich ergeben in mein Schicksal und gefaßt auf das Ende meiner Erdenlaufbahn. Ich betrachtete meine Vorräte im Rucksack, die aus einem Stück Speck, einem halben Brotlaib und einer Blechdose mit Malzzucker bestanden, nahm ein paar Bissen zu mir und setzte dann meine aussichtslose Fußreise mit frischen Kräften fort.

Der Gang wurde gegen meine Vermutung immer breiter und höher und schließlich gelangte ich zu meinem unbeschreiblichen Staunen in eine ziemlich lichte, wie von Vollmondschein erleuchtete ungeheure Höhle, in der ein Wald war. Ja, ein Wald — ein wirklicher Wald von Riesenbäumen, die mich sofort an ausgestorbene Koniferenarten erinnerten. Die wassertropfenden Stämme trugen breite Zweige mit schwarzen Nadeln, und den Boden bedeckte moosiges, mißfarbiges Geröll. Ich kniff mich in den Arm, schloß und öffnete die Augen, hob einen Eisbrocken vom Boden auf und drückte ihn, bis mich die Finger schmerzten. Nein — ich war völlig wach. Ich schleuderte das Eisstück nach einem braunmoosigen, großen Stein. Im nächsten Augenblick hob sich eine zottige Masse mit tiefem Brummen, ich ward jäh zur Seite geschleudert und ein gewaltiges Tier brach polternd durch die Stämme. Ein Höhlenbär — ein Riesenbär aus der Vorwelt. Ich stand wie gebannt, mein Herz klopfte so stark, daß ich mich kaum aufrichten und meinen Weg fortsetzen konnte."

„Nun, Fritz, laß das jetzt," sagte Wender sanft und begütigend. „Das erzählst du mir alles, wenn du ganz genesen bist. Das tut dir wirklich nicht gut." Er sah sorgenvoll, wie eine gewaltige Aufregung im Gesicht des Freundes arbeitete und zuckte. Aber sein Einspruch wirkte noch schlimmer.

„Nein — nein!" kreischte Grütt und richtete sich halb auf, wild mit den Händen fuchtelnd. „Du mußt mir glauben, Gustav — du mußt! Herrgott im Himmel — ich bin ja kein Narr — es ist ja alles wahr . . . Da, das Beil! Das Beil! Hör mich doch an, ich beschwöre dich — ich habe ja niemand sonst. Ich schwöre dir — alles, was ich sage, habe ich, Friedrich Grütt, erlebt — in vollkommen wachem und klarem Zustand, beobachtend und denkend erlebt!!" (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. 

# Rätsel und Spiele

## Nimaufgabe.

a b c d e f g h

Auf der wagerechten Reihe eines Dambretts stehen 3 Damsteine, und zwar auf den Feldern b, c, e. Zwei Spieler A und B sollen in abwechselnden Zügen die 3 Steine in das Feld a spielen, und zwar nach folgender Regel: jeder Spieler darf bei jedem Zuge, stets in der Richtung von rechts nach links, nur einen Stein ziehen, dessen Wahl ihm jedesmal freisteht. Wie viele Felder weit jeder den Stein zieht, steht in seinem Belieben; er darf den Stein auf einen andern setzen oder einen oder beide anderen damit überspringen. Wer den letzten Stein in das Feld a bringt, gewinnt. A zieht an. Wie muß er ziehen, damit er gewinnt?

## Umstellrätsel.

Arm, Hof, Sieg — Aue, Land — Birne, Euter, Netz — Brauch, Eisen — Elster, Wand — Gau, Rand — Geld, Nase — Grotte, Lurch, Nab — Linse, Ohr — Niere, Tell.

Aus den nebeneinander stehenden zwei oder drei Wörtern ist je eins zu bilden; diese zehn Wörter nennen deutsche Städte in Hessen-Nassau, Posen, Brandenburg, Elsaß-Lothringen, Sylt, Pommern, Hannover, Brandenburg, Westfalen, Sachsen. Die Anfangslaute der richtig geordneten Namen nennen ein Fest. C.

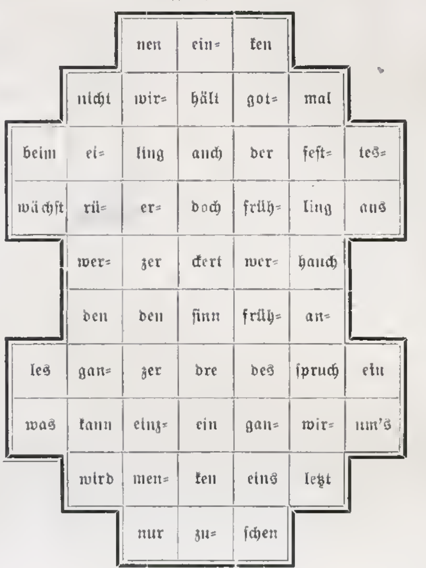
## Besuchskartenrätsel.

*Emmo Subeski*

*Trier*

Was ist der Herr?

## Rösselsprung.



| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | nen | ein= | ken | | |
| | nicht | wir= | hält | got= | mal | |
| beim | ei= | ling | auch | der | fest= | tes= |
| wächst | rü= | er= | doch | früh= | ling | aus |
| | wer= | zer | ckert | wer= | hauch | |
| | den | den | sinn | früh= | an= | |
| les | gan= | zer | dre | des | spruch | ein |
| was | kann | einz= | ein | gan= | wir= | um's |
| | wird | men= | ken | eins | letzt | |
| | | nur | zu= | schen | | |

Hans v. d. Mürz.

## Lauträtsel.

Mit a bin ich nicht von der Havel,
Nicht von der Spree, vom Saalefluß,
Nein, von dem Rhein komm ich zur Tafel,
Frisch und geräuchert, ein Genuß.

Mit u aus Deutschland fast vertrieben,
Ist es doch ein gefährlich Tier,
Und was von ihm noch ist geblieben,
Zeigt man in manchem „Zoo" dir. G. R.

## Doppelsinnig.

Das Rätselwort, in Holz gefaßt,
Du mehrfach in dem Hause hast.
Ein andermal dient es zum Schießen,
Ein drittes Mal kann man's genießen;
Ob's Wurst, ob's Brot, ob's Käse heißt —
Es wird mit Appetit verspeist. Th. K.

## Silbenrätsel.

Suche dir die klare Quelle,
Die uns kühles Wasser schenkt,
Setz davor, was Well' auf Welle
Warm durch unsern Körper lenkt!

Schreibst du dann ein P ihm vor,
Liest du einen alten Ort.
Kirchen ragen hoch empor
Und ein Bischof wohnet dort. R. A.-R.

## Auflösungen der Rätsel in Heft 11.

Magisches Dominoviereck:



Die 2. Lösung findet man, wenn man die erste um 90 Grad von rechts nach links dreht und umkippt.

Silbenrätsel: Lichterfelde.

Scherzrätsel: Einsam (eins am)

Auflösung: Gera, Rage, Rade, Rater, Halde, Halter, Gerade — Geradehalter.

Viersilbige Scharade: Tempelritter.

Sinnrätsel: Brille.

Streichrätsel: Zeilen, Eile.

## Schach

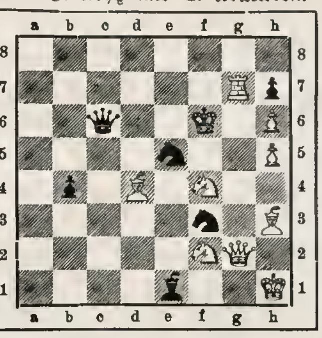
Redigiert von J. Mieses

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum" richten.

### Johannes Kohtz †.

Der Problemmeister Johannes Kohtz ist Anfang Oktober zu Dresden im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm ist eine Schachpersönlichkeit ersten Ranges dahingegangen. Sein Spezialgebiet war das Schachproblem, auf dem er als Praktiker wie als Theoretiker gleich Bedeutendes leistete. Er gehört darin der sogenannten modernen Richtung an, deren eigentlicher Begründer er gewesen ist. Als Komponist trat er stets gemeinschaftlich mit seinem Freunde, den im Jahre 1914 verstorbenen Problemmeister Kockelkorn, in die Öffentlichkeit. Die von ihnen beiden herrührenden zahlreichen Aufgaben gehören zu den besten Werken der Problemliteratur. Wir geben nachstehende zwei Kompositionen als Probe ihrer Kunst. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens widmete sich Kohtz mit besonderem Interesse schachhistorischen Studien. Seine Forschungen und Ansichten über die Entstehung des Schachspiels sowie über die mittelalterliche Spielweise des Schachs in Europa und im Orient sind höchst beachtenswert und zum Teil von bahnbrechender Bedeutung.

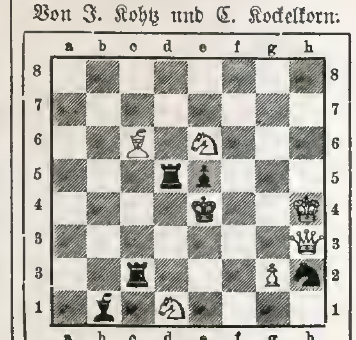
**Aufgabe Nr. 49.**
Von J. Kohtz und C. Kockelkorn.



Matt in drei Zügen.

Dieses Problem enthält eine scharfe Pointe.

**Aufgabe Nr. 50.**
Von J. Kohtz und C. Kockelkorn.



Matt in fünf Zügen.

Eine berühmte Aufgabe, deren Idee höchst witzig ist.

## Praktische Ratschläge

**Holzschuh-Kniffe.** Man muß sich so langsam an den Holzschuh gewöhnen, obwohl er schrecklich klappert, plump aussieht und schwer ist. Es heißt, der Sache die angenehmste Seite abzugewinnen und sich den Holzschuh nach eigenem Ermessen zu „verfeinern“. Vor allen Dingen werden die, die viel auf Asphalt und Fliesen gehen, nach Möglichkeit das Klappern zu beheben suchen. Es gibt da ein sehr einfaches Mittel, die Holzsohle mit dämpfendem Material zu benageln. Alte Handschuhe aus Glacéleder, noch besser aber schmale Streifen von alten Gummischuhen, schmale Lederstreifen von Stiefelschäften — alles das nimmt der Holzsohle das Klappern. Es ist durchaus nicht nötig, die ganze Sohle zu benageln, um den Schuh nicht noch schwerer zu machen. Es genügt, wenn das Mittelteil der Sohle benagelt ist. Ein zweiter Übelstand ist der, daß die Holzschuhe nach mehrmaligem Tragen zu weit werden. Da der Holzschuh den Strumpf außerordentlich strapaziert und durch das fortwährende Hin- und Herrutschen ihn geradezu in wenigen Stunden vernichtet, so empfiehlt es sich, vor Anlegen der Holzschuhe einen Schutzfüßling überzuziehen. Man kann aber auch den Holzschuh innen an der Hinterkappe mit einer Schutzschicht versehen, indem man etwas Flanell oder sonstige Stoffreste dort einleimt. Ebenso sorge man für eine Einlegesohle, die aber nicht nur aus Pappe geschnitten sein darf. Die Einlegesohle ist unbedingt mit einem weichen Stoff zu beziehen, wodurch die Strümpfe außerordentlich geschont werden. Man versuche es niemals, über den Strumpf eine Schutzkappe zu ziehen, denn sonst sind nach jedesmaligem Ausgang die Zehen durchgestoßen. Die Einlegesohlen nagelt man mit kleinen Stiftchen fest, damit sie nicht hin- und herrutschen. Gut ist es, die Holzsohlen hin und wieder mit irgendeiner Fettigkeit, Ölersatz, Hasenfett, ranzigem Lanolin usw. zu bestreichen. Wenn sich auch die Sohle dem Fuß nicht anschmiegt, so wird das Holz dadurch doch nicht so brüchig, ebenso hüte man sich, Holzschuhe im Warmen trocknen zu lassen.

M. T.

## Unsere Witzecke

Gute unpolitische Originalwitze werden angemessen bezahlt



Der Streit der Parteien.



## Rücktransport der Kriegshunde.

Die in der Heimat und im Felde befindlichen mit Diensthunden belieferten Truppenteile haben Anweisung erhalten, die Hunde unmittelbar ihren Besitzern gegen Empfangsbescheinigung zuzuführen. Über den Zeitpunkt der Rückführung können nähere Angaben nicht gemacht werden. Es sind hier die gleichen Schwierigkeiten, wie bei dem Rücktransport der Mannschaften zu überwinden. Immerhin ist damit zu rechnen, daß in Anbetracht der schnellen Räumung der befetzten Gebiete und wie gesagt unter Berücksichtigung der Transportschwierigkeiten, dieser oder jener Hund nicht oder erst später zurückgebracht werden kann. Hunde, die von den Besitzern zur freien Verfügung gestellt wurden, auf deren Rückgabe also von vornherein verzichtet wurde, gehen in den Besitz der Heeresverwaltung über.

Es wird gebeten, Anfragen der Hundebesitzer, wann die Rückführung ihres Hundes erfolgt, wo sich das Tier befindet usw., nicht ergehen zu lassen, da die Nachrichten=Mittelprüfungs=Kommission Abteilung Kriegshunde unter den heutigen Verhältnissen selbst nichts Näheres weiß und daher bestimmte Angaben nicht zu machen vermag.

Die Nachrichten=Mittelprüfungs=Kommission spricht bei dieser Gelegenheit allen Hundebesitzern, die ihre Tiere zur Verfügung stellten, ihren besten Dank aus. Die Hunde haben viel Gutes geleistet.

**Nachrichten=Mittelprüfungs=Kommission**
**Abteilung Kriegshunde** (früher Inspektion der Nachrichtentruppen)
Charlottenburg, Suarezstraße 13, 4. Etage.

## Beachtenswerte Mitteilungen

Der Weltkrieg geht seinem Ende zu und unsere tapferen Kämpfer kehren heim. Doch ihrer viele haben aber ihr Leben draußen hingegeben. Wer möchte dieser Helden nicht in Liebe gedenken? Zur bleibenden Erinnerung reihen wir ihre Bilder in ein Album ein, oder lassen uns Vergrößerungen anfertigen als schönen Zimmerschmuck und passendes Geschenk. Die bekannte Firma Chr. Tauber, Wiesbaden, Kirchgasse, liefert Abzüge von solchen Negativen, wie auch prachtvolle Vergrößerungen, auch übernimmt sie wieder alle anderen Amateurarbeiten. Durch die Rückkehr ihrer sämtlichen Arbeitskräfte aus dem Felde ist prompte und beste Ausführung gewährleistet. Das reichhaltige Lager der Firma in photographischen Apparaten und Bedarfsartikeln bietet außerdem recht praktische Weihnachtsgeschenke. Wir verweisen auf die Anzeige der Firma in diesem Heft.

# Gute moderne Romane

## in geschmackvoller Geschenkausstattung

### Albert Geiger
## Die Legende von der Frau Welt

**Geheftet M. 2.20, geschmackvoll geb. M. 3.50**

„Geiger gehört zu den Romantikern; sein Buch »Die Legende von der Frau Welt« ist schlechtweg romantisch, voll von Duft und Poesie und durchleuchtet von einem feinen Humor, der den welterfahrenen Mann verrät.“ (Hamb. Nachr.)

### Albert Geiger
## Der arme Hans

**Geheftet M. 2.50, geschmackvoll geb. M. 4.—**

„Bei Albert Geigers »Der arme Hans« denkt man an Straußens »Freund Hein« und Hesses »Unterm Rad« und möchte dieser weit weniger umfangreichen Erzählung sogar den Vorzug vor jenen geben. Es ist eine Geschichte, die manch einer hätte ersinnen können; so erzählen aber konnte sie nur ein Begnadeter, ein Dichter von so überaus zarter Empfindung wie der des Minnedramas »Tristan«.“ (Rhein.-Westf. Ztg.)

### Else Höffer
## Die Sünde der Väter

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Else Höffer hat in dem Roman, den die Straßb. Post „die vollgültige Probe einer starken, hoffnungsvollen Begabung“ nennt, ein erschütterndes Problem mit lebenswahrer Schilderungskunst durchgeführt. Man wird die Gestalten dieses Buches nicht vergessen.

### Karl Herold
## Die Okella

Ein Roman aus Aegypten

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Auf wildbewegtem, farbenglühendem Hintergrunde entwickelt dieser in unserer Zeit besonders interessante Roman ein außerordentlich anziehendes Gemälde von reicher Handlung und kraftvoller Charakteristik. Das orientalische Milieu, der Kontrast zwischen überfeinerter abendländischer Kultur und dem Fanatismus des Morgenlandes, kommt in dem Heroldschen Romane vorzügl. zum Ausdruck u. bereichert den Leser mit einem Schatze neuer Vorstellungen.

### Hans Hauptmann
## Ein Teil von jener Kraft

2. Auflage

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Vom Ringen um Liebe erzählt der Roman. Seiner Heldin, einer schönen und geistvollen Frau, hat das bittere Erlebnis ihrer ersten Ehe die Fähigkeit zur Liebe ertötet. Sie schließt eine reine Freundschaftsehe mit einem Manne, mit dem sie die gemeinsame Neigung zur Kunst verbindet. Die innern Kämpfe, die sich aus diesem Bunde ergeben, sind wie die Konflikte mit der Außenwelt mit feiner psychologischer Kunst geschildert.

### Grant Allen
## Ein afrikanischer Millionär

Ein Abenteurer-Roman (illustriert)

**Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.50**

Eine Humoreskenfolge, die den tragikomischen Kampf eines Krösus gegen einen Gauner von fast dämonischer Spitzbübischkeit schildert. Wie der „afrikanische Millionär“ trotz alles aufgewandten Scharfsinns, trotzdem er sich mit einem Wall von Schutzmaßregeln umgibt, dennoch geprellt und nahezu zur Verzweiflung getrieben wird, bis ihm endlich nach vielen schweren Niederlagen die Entlarvung des Verbrechers gelingt, die für den Sieger auch noch ihren Stachel hat, das alles ist mit unwiderstehlichem Humor erzählt.

### M. Roda Roda
## Drei aus einem Nest

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Drei Schwestern schildert Roda Roda, die nach des Vaters Tode von ihrer Großmutter erzogen werden, weil sie in dem Schauspielerinnenheim ihrer Mutter gefährdet erscheinen. Mit feiner Darstellungskunst und psychologischer Vertiefung wird die Entwicklung dieser Mädchenseelen, der Konflikt zwischen Blut und Erziehung geschildert.

### E. Vely
## Die geborne Canthussen

**Geheftet M. 4.—,**
**geschmackvoll gebunden M. 5.50**

Die beliebte Schriftstellerin hat mit meisterhafter Charakteristik einen Frauentypus gezeichnet, ein berückendes Weib, dem einzig seine eigene Schönheit und die Triumphe, die es mit ihr feiert, Lebensinhalt sind. Paul Heyse nannte den Roman „ein hervorragendes Werk, ein glänzend durchgeführtes Charakterbild“.

### Hermine Villinger
## Ein Lebensbuch

**Geheftet M. 4.—,**
**geschmackvoll gebunden M. 5.50**

„Eine köstliche Klarheit und milde Güte strahlen aus diesem Buch, leise Schwermut dämpft den Ton der bunten wechselvollen Erlebnisse. Fein und still lächelt in einzelnen köstlichen Gestalten der Humor hindurch, ernst und wuchtig widerhallt es stellenweise vom Gang vaterländischer Geschicke. Dieses reiche Buch wird überall Freude wecken...“ (Rheinisch-Westfäl. Ztg.)

### Alexandra v. Bosse
## Rose Breiten

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Die Geschichte einer aus leidenschaftlicher Liebe geschlossenen Ehe zwischen einem Italiener und einer Deutschen. Der Unterschied der Temperamente und der Lebensgewohnheiten, die im Volkscharakter begründeten starken Gegensätze zwischen den beiden Menschen führen unausbleiblich zu tragischen Konflikten.

### C. von Schimmelpfennig
## Über die Höhe

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

Ein spannender Berliner Offiziers-Roman, in dem das Sichdurchringen der Hauptgestalt zu einer gefestigten Lebensanschauung mit psychologischer Vertiefung dargestellt wird. Das Problem der Ehe zwischen Personen ungleicher sozialer Stellung liegt der Handlung zugrunde.

### Walther Schulte vom Brühl
## Der Weltbürger

Ein Kriegsroman

**Geheftet M. 4.—,**
**geschmackvoll gebunden M. 5.50**

Dieses Werk des bekannten Verfassers knüpft an die großen Begebenheiten des Weltkrieges an und stellt der Idee des Weltbürgertums ein gesundes Festhalten am Deutschtum gegenüber. Seiner dramatisch bewegten Handlung fügt sich harmonisch eine Liebesgeschichte ein.

### Fedor v. Zobeltitz
## Höhenluft

**Geheftet M. 5.—, geschmackvoll geb. M. 6.50**

„Zobeltitz verfügt über eine blühende Phantasie und energische Gestaltungskraft, aber in keinem seiner Romane kommen sie so gut zur Geltung, wie in dem vorliegenden, der zudem von souveränem Humor erfüllt ist. Die brillant erdachte Fabel spielt an einem kleinen Hofe, ein Milieu, das der Verfasser besser als irgend sonst ein Schriftsteller kennt.“ (Hamburger Nachrichten.)

### E. Krickeberg
## Der Schwester Vermächtnis

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

„... Die Verfasserin hat ein interessantes Problem fesselnd behandelt und geschickt zur Lösung gebracht, und namentlich auch in den beiden Hauptgestalten ihres Romans, der selbstbewußten, herben, doch großmütigen und edlen Schwägerin wie dem zielbewußten, männlich starken Schwager, zwei Charaktere geschaffen, die mit Kraft und Mut um ihr Recht und ihr Glück zu kämpfen vermögen.“ (Leipziger Neueste Nachrichten.)

### G. Seeliger
## Zwischen den Wäldern

Illustriert von F. Koch-Gotha

**Geheftet M. 4.—, geschmackvoll geb. M. 5.50**

In die Wälder der schlesischen Oderniederung führt uns der bekannte Schriftsteller. Der Duft der schlesischen Tannenwälder mit ihren ragenden Baumriesen und die kernige Gesundheit der Menschen dort ziehen den Leser an. Die Handlung des Romans: Ein junges Mädel, wie's flügge wird, und eine alte Tante, wie sie mit dem Reste ihrer Reize einen Mann zu kapern sucht...

**Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig * Durch jede Buchhandlung zu beziehen**

# Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig

Hier ausschneiden!

## Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein **leicht anzuheften.**

Zur Bestellung ist **ausschließlich** die jedem **zehnten** Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf **richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)**

**Bei Geldsendungen durch Postanweisung** (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder **Postscheck** (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

## Ausweisschein Nr. 12

vom 19. Dezember 1918, gültig bis 19. Juni 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 5 M. zahlen, erhalten für je **zehn** fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine** Nummer von **Reclams Universal-Bibliothek** umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind $7\frac{1}{2}$ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für **Porto und Verpackungsspesen beizufügen.**

**Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig**

## Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden! →

## Ausweisschein Nr. 12

vom 19. Dezember 1918, gültig bis 19. Juni 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders

..............................................................

..............................................................

..............................................................

..............................................................

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

## Märchen, Sagen u. Schwänke

### aus Reclams Universal-Bibliothek

**Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.**

**H. C. Andersen,** Sämtliche Märchen. Nr. 691 bis 700. Grundpreis geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.
Im goldnen Märchenschatz, der die Phantasie unserer Jugend in zauberhafte Welten trägt, möchten wir Andersensche Märchen, wie „Die Galoschen des Glücks", den „Fliegenden Koffer", „Die Schneekönigin" und viele, viele andere nicht missen. Andersen spricht zum Herzen des Kindes. Aber auch der Erwachsene findet in der Sammlung sehr viel Lesenswertes.

**V. v. Andrejanoff,** Lettische Märchen. Nr. 3518. Grundpreis geh. 25 Pf.
In den Märchen der Letten finden sich, der indogermanischen Abstammung des Volkes entsprechend, viele Anklänge an Märchen verwandter Stämme. Die Sammlung enthält nur echte alte Volksmärchen und Sagen, die Form der Nacherzählung aber ist natürlich durch die Übertragung in eine moderne Sprache bestimmt.

**Brüder Grimm,** Fünfzig Märchen. Mit 12 Bildern von Ludwig Richter. Nr. 3179/80a. Grundpreis geh. 50 Pf., in Bibliothekband M. 1.20.
Eine sehr hübsche, billige Geschenkausgabe der schönen alten Märchen.
— Sämtliche Märchen. Nr. 3191–96. Grundpreis geh. Mk. 1.50. Nr. 3446–50. Grundpreis geh. Mk. 1.25.

**E. T. A. Hoffmann,** Nußknacker und Mausekönig. Nr. 1400. Grundpreis geh. 25 Pf.

**Wilh. Hauff,** Märchen. Nr. 301–3. Grundpreis geh. 75 Pf., in Bibliothekband Mk. 1.20, in Geschenkband Mk. 2.—.
Hauff führt in seinen Märchen zumeist in die farbenreiche Pracht der Welt von „Tausend und eine Nacht". Die Kraft seines Erzählertalents ist die gleiche faszinierende wie dort. Aber auch mitten in dem echt deutschen Sagenwalde spielen mehrere seiner packendsten Geschichten.

**Ed. Mörike,** Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Nr. 4755. Grundpreis geh. 25 Pf.
Eine der köstlichsten Schöpfungen Mörikes, in der Märchenton und Stimmung wunderbar getroffen sind. Man hat die Geschichte vom Hutzelmännlein mit der eingeflochtenen Historie von der schönen Lau vielfach für eine dichterische Neugestaltung alter Volkssagen gehalten, tatsächlich aber gehört die poetische Erfindung völlig Mörike an.

**H. Brandt,** Im Froschteiche. — Aus den höchsten Kreisen. Zwei Tiergeschichten. Nr. 990. Grundpreis geh. 25 Pf.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Exped. A.-G., Sofia.

Hier ausschneiden!

## Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

### Kinderbücher.

Die Frühlingsmärchen. Von Martin Radt. (Verlag Rudolf Schick & Co., Leipzig. 5,50 Mark.) Hübsch erzählte, fein empfundene Märchen, die unseren Kindern gewiß Freude machen werden und gerade noch recht kommen für den Weihnachtstisch.

Die Sternbuben in der Großstadt. Eine heitere Jugendgeschichte. Von Josephine Siebe. (Verlag Levy & Müller, Stuttgart. Geb. 6.50 Mark.) Die beiden Buben der Wirtin vom „Silbernen Stern" in Breitenwert werden von ihrer Pate zum Besuch nach Leipzig eingeladen und erleben auf der Fahrt und in der Großstadt die drolligsten Abenteuer. Ihre Erlebnisse sind mit überwältigender Komik geschildert.

Mirjams Treue. Erzählung für die Jugend. Von Tony Schumacher. (Verlag Levy & Müller, Stuttgart. Geb. 5.50 Mark.) Mirjam, die Tochter eines Kaufmanns aus Labrador, wo sie unter den Eskimos aufwuchs, kommt zur Erziehung nach Deutschland. Im Hause ihrer Großeltern, bei denen sie Aufnahme findet, gefallen ihr die kleinlichen Verhältnisse nicht, und sie siedelt daher zu einer befreundeten reichen Dame über, die sie im Luxus und Wohlleben aufwachsen läßt. Mirjam erkennt aber bald das Hohle und Unbefriedigende einer solchen Lebensweise und kehrt zu ihrem Großvater zurück. Von nun an hält sie treu zu ihm und auch treu zu ihrer fernen Station in Labrador, zu der sie nach Jahren als Lehrerin zurückkehrt. Die spannende Erzählung ist von warmer Herzensgüte durchdrungen.

Alle Mann — Klarschiff! Erzählung für die Jugend. Von Fregattenkapitän Hugo v. Waldeyer-Hartz. (Verlag Levy & Müller, Stuttgart. Geb. 7 Mark.) Das Leben und Treiben auf einer Werft für den Bau von Kriegsschiffen ist hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung meisterhaft geschildert.

Meister Robinson. Von Artur Fürst und Alexander Moßkowski. (Verlag Ullstein & Co., Berlin SW 68. Geb. 7.50 Mark.) Dieser neue Robinson ist nicht, wie die bisherigen, eine Umarbeitung des alten, auf den Roman Defoes zurückgehenden Werkes von Campe. Beseitigt ist, was trocken und überlebt war, und nur der Stoff selbst mit seinem abenteuerlichen Reiz blieb bestehen, das schöne Märchen von Robinson dem Seefahrer, der auf eine einsame Insel im Ozean verschlagen wird und staunend in der tropischen Wildnis sich seine Welt baut. Robinson ist kein Engländer mehr, sondern ein junger Hamburger, der mit einem großen Dampfer reist, um nach Hamburg zu den Eltern zurückzukehren. Im Indischen Ozean liegt das Eiland, auf dem er als Schiffbrüchiger erwacht. Und nun lernt er, dem die Not die Bezwingerin feindlicher Hindernisse, dem sie Helferin und Lebensgestalterin ist, alle Entdeckungen und Erfindungen kennen, vom Reibfeuerzeug bis zum Luftballon. Der Sternhimmel wird den lauschenden Bewunderern gezeigt, die vulkanische Macht der Erdbeben, das Innere einer Tropfsteingrotte, die riesenhafte Fauna der Urzeit, das farbige Wunder des Regenbogens und die Bewohner der Meerestiefe, ihre weihevolle Majestät. Edmund Fürst hat dem Bande bunte Illustrationen beigegeben, die anschaulich das Wort unterstützen.

### Politik und Wirtschaftsleben.

Elsaß-Lothringen und die internationale Lüge. Von Dr. H. Ruland. (Verlag J. Bielefeld, Freiburg i. B. Preis 1 Mark.) Die mit 8 Kartenskizzen ausgestattete, auf reichem, teilweise neuem Material beruhende Schrift des bekannten reichsländischen Politikers bringt eine kurze, gründliche Widerlegung der in der ganzen Welt verbreiteten Behauptung, daß Elsaß-Lothringen aus geographischen und geschichtlichen Gründen, auf Grund des Nationalitätenprinzips und des Selbstbestimmungsrechts der Völker französisch sei und daß die französischen Kriegsziele eine Desannexion bedeuteten. Die Wahrheit in wissenschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht wird demgegenüber einwandfrei festgestellt.

Reichsmehrbedarf und Steuerermäßigung. Grundriß zu einer Theorie und Reform des Geldes. Von Kurt Gencke. (Verlag Ad. Crüger, Berlin-Friedenau. Preis 3 Mark.) Der Verfasser will durch ein neues System, der Währungstrennung, die völlige Deckung des durch den Krieg notwendig werdenden Reichsmehrbedarfes herbeiführen, mehr noch, er will das Wunder einer Steuerermäßigung erwirken.

### Länder- und Völkerkunde.

Weltreisechronik. Erlebnisse, Betrachtungen und Anekdoten von Karl Hagemann. (Verlag Georg Müller, München. Geh. 9 Mark.) Karl Hagemann, der bekannte Intendant des Mannheimer Hoftheaters, ist einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges von einer einjährigen Studienreise durch Afrika und Ostasien über Sibirien zurückgekehrt. Seine Weltreisechronik gibt keine Reisebeschreibung im üblichen Sinne, sondern enthält eine große Anzahl von Eindrücken, die dem Verfasser als besonders charakteristisch und mitteilenswert erschienen sind, Erlebnisse, Betrachtungen und Anekdoten. So ist ein sehr buntes, fesselndes und vielfarbiges, ein in bestem Sinne unterhaltsames Buch entstanden.




# Asbach „Uralt"

**alter deutscher Cognac**

Ein vaterländisches Erzeugnis, in Rüdesheim am Rhein aus edlen Weinen destilliert, von unvergleichlicher Güte.

Weitere beliebte Marke:

## Asbach „Privatbrand"

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

---

# NG-MENISKEN

**Die vollkommenen Brillengläser**

Schutzmarke
NG

nur bei Verwendung richtig durchgebogener Brillengläser wird dem fehlerhaften Auge ein unverzerrtes Bild nach allen Seiten vermittelt, ohne daß der Brillenträger beim Blicken nach den Seiten zu ständigen Kopfbewegungen genötigt wird

Blick durch NG-Menisken! Blick durch altes Glas!

Bezug durch optische Geschäfte. Belehrende Druckschriften kostenlos

## NITSCHE & GÜNTHER · RATHENOW

Grösste Spezialfabrik für Brillen und Brillengläser